cusanus hochschule

WORKING PAPERS

Karl-Heinz Brodbeck

Phänomenologie des Geldes

Working Paper Serie der Institute für Ökonomie und für Philosophie
Nr. 03
10 2014

Cusanus Hochschule | Postfach 1146 | 54461 Bernkastel-Kues | www.cusanus-hochschule.de

Phänomenologie des Geldes*

„Geld ist geprägte Freiheit."
Fjodor Dostojewski

„Geld ist eine neue Form von Sklaverei."
Lew Nikolajewitsch Tolstoi

Karl-Heinz Brodbeck

Oktober 2014

Abstract

Phänomenologie ist eine philosophische Methode – eigentlich: Nicht-Methode -, in der man den Blick vom untersuchten Gegenstand (hier das Geld) umkehrt auf die Denkformen, in denen er gedacht wird. Der Kerngedanke einer Phänomenologie des Geldes lautet: Geld ist eine Denkform und nur darin eine soziale Wirklichkeit. Man versteht „Geld" nur durch Teilnahme an einer Geldökonomie. Das sind allerdings Erfahrungen, über die in der Moderne jeder verfügt. Man kann das Geld als kategoriales Novum nicht aus einer Form von Nicht-Geld „ableiten". Der Text entfaltet dies an vielen Aspekten der Geldverwendung, insbesondere auch den Begriff vom Geld als Marktzutrittsschranke.

Keywords: Phänomenologie, Geld als Denkform, Ratio, Marktzutrittsschranke, Geldgier, Zins.

JEL categories: A10, B40, B59

* Überarbeitete Version des Manuskripts zu einem Vortrag und Seminar bei der Herbstakademie „Ökonomien des Gemeinsamen" am 18.9.2012 an der Alanus-Hochschule Alfter.

1. Vorbemerkung

Das Geld verbindet die Menschen zu einer Gesellschaft – dies aber auf eine sehr merkwürdige und widersprüchliche Weise, die wissenschaftlich aufzudecken für das Verständnis der Krisen in der Gegenwart unabdingbar ist. Diese zentrale Form, worin Menschen global ihre Gemeinschaft herstellen, wird sehr selten *als* Form der Vergesellschaftung erkannt – trotz der Allgegenwart des Redens über Geld. Man will am Geld viele Aspekte entdecken, weicht aber gleichwohl der Frage, was *Geld als Geld* eigentlich ist, im vielstimmigen Chor der Wissenschaften aus, die das Geld *als etwas anderes* als „Geld" erklären: Es gibt eine Psychologie, Soziologie, Ästhetik, Rhetorik, Semiotik, sogar eine Theologie des Geldes. Daneben stehen umfangreiche historische Abhandlungen zum Geld, zu seiner Entstehung und seinen vielfältigen Ausprägungen.

Sieht man ab von wenigen Ansätzen in der Philosophie, so ist den genannten Untersuchungen zum Geld in der Regel etwas gemeinsam: Durch die Organisation des jeweiligen Fachgebiets wendet man eine vorausgesetzte Methode an, mit deren Hilfe man das Geld jeweils aus etwas anderem (Psyche, Arbeit, Institutionen, Werte etc.) zu erklären versucht. Die Disziplin, die eigentlich das Geld in den Mittelpunkt ihrer Analyse rücken müsste – die Ökonomik –, wird aber auf weiten Strecken so formuliert, als gäbe es kein Geld[1], oder man setzt es einfach voraus (so in der Preistheorie, der Spieltheorie, der Verhaltensökonomie, der Konjunktur- und Wachstumstheorie, der Finanzmarkttheorie usw.). Was Joan Robinson vom Begriff des Kapitals sagte, lässt sich eins zu eins auf den Geldbegriff in der Ökonomik übertragen: Einem Studierenden sagt man, M sei die Geldmenge, um dann fleißig mit dieser Größe zu rechnen, sie wohl gegebenenfalls zu untergliedern (inside money, outside money, M1 bis M3 etc.), in der Vielfalt der Unterdefinitionen aber die zentrale Frage zu vergessen, was Geld als Geld eigentlich ist.

> „Before ever he does ask, he has become a professor, and so sloppy habits of thought are handed on from one generation to the next."[2]

Die älteren ökonomischen Erklärungsversuche werden, wenn überhaupt, unter dem Kapitel „Dogmengeschichte" als Nebenfach abgehandelt. [3] Zeitgenössische Geldtheorien entnehmen meist ihre Gelddefinition den Statistiken der Zentralbankbilanzen. Doch auch die älteren Theorien des Geldes bieten nur höchst widersprüchliche Erklärungsansätze. Gemeinsam ist den *ökonomischen* Geldtheorien deshalb, dass sie an ihrem wichtigsten Gegenstand, dem Geld,

1 Im Abschnitt 3 führe ich dazu einige einschlägige Belege an.

2 Robinson 1953-54, 81. Joan Robinson bezog sich in ihrer Bemerkung auf das analoge Problem der Messung des Kapitalstocks K in einer makroökonomischen Produktionsfunktion. Ich gehe weiter unten nochmals auf diese Frage der Messung von M ein.

3 Eine ausführliche Darstellung findet sich im Teil 4 meines Buches „Die Herrschaft des Geldes" 2012. Vgl. hierzu auch Brodbeck 2014, Teil 3.

gescheitert sind. Ich lege den Schwerpunkt nachfolgend allerdings nicht auf die Kritik dieser tradierten Geldtheorien, sondern formuliere eine *Phänomenologie* des Geldes, die sich in ihrer Form und Methode grundsätzlich von den herkömmlichen ökonomischen Theorien unterscheidet.

2. Zur Phänomenologie

Die Phänomenologie ist eine philosophische Schule. Sie ist eigentlich eine Nicht-Methode, weil sie sich – wie der Name sagt – von den *Phänomenen selbst*, nicht von einer vorformulierten Methode leiten lässt. Sie unterscheidet sich darin von anderen Ansätzen durch eine grundlegend veränderte Blickrichtung, die an den Anfang die je *eigene* Erfahrung, die je *eigenen* Denkprozesse setzt. Man kann sagen, dass eigentlich jede bedeutende Philosophie *phänomenologisch* verfährt. Wissenschaften be*handeln* methodisch *Gegenstände*; Philosophie bringt *Denkprozesse zu Bewusstsein*. Von Walter Benjamin stammt der Satz: „Methode ist Umweg."[4] Die Phänomenologie wählt den direkten Weg. Für die menschliche Gesellschaft sind andere Methoden nicht nur Umwege, es handelt sich um Irrwege. Denn die menschliche Gesellschaft ist kein äußeres, fremdes Ding. Sie organisiert sich immer durch das Bewusstsein der vielen Menschen hindurch. Deshalb ist die „wissenschaftliche" Methode (*science*), die Theorie und Realität trennt, hier gerade verfehlt. Die Phänomenologie rückt das erkennende und handelnde Bewusstsein in den Mittelpunkt – etwas, das in der Geldtheorie weitgehend unbekannt geblieben ist.[5]

Der Begriff „Phänomenologie" wurde von Georg Wilhelm Friedrich Hegel („Phänomenologie des Geistes") in die Philosophie eingeführt, der das alltägliche Bewusstsein bei seinen einfachen Denkprozessen beobachtete und dabei die *Form* dieser Gedanken beschrieb. Edmund Husserl hat auf anderen Wegen eine Phänomenologie entfaltet. Sein Motto war: „Zu den Sachen selbst!" Husserls Ansätze mit Blick auf verschiedene Wissensgebiete wurden von seinen Nachfolgern, von Martin Heidegger, Max Scheler, Maurice Merleau-Ponty, Jean

4 Benjamin 1972, 8.

5 „Es gibt zum Beispiel keine Phänomenologie des Geldes. Niemand hat sich daran herangewagt. Man hat alle möglichen Gegenstände phänomenologisch analysiert – das Geld nicht. Also ich muss glaube ich doch sagen: Der Mensch hat am Geld fast nichts verstanden", Aldo Haesler 2011. Sean Dorrance Kelly 2005 skizziert mit Blick auf Searle eine kurze *phenomenology of money-use*. Man kann auch Georg Simmels Philosophie als phänomenologische Analyse werten. Backhaus und Stadermann 2000, 13, sagen im Anschluss an Ulrich Busch, „dass die Hauptthesen Simmels zum Geldbegriff und zur Rolle des Geldes in der bürgerlichen Gesellschaft sowie eine Vielzahl einzelner Aussagen zur Phänomenologie des Geldes halbe oder ganze Zitate von Marx sind" – eine sehr steile These, deren kritische Prüfung hier aber nicht der Ort ist. Eine Phänomenologie des Geldes sowie ausführliche kritische Exkurse finden sich in Brodbeck 2012, 2014a und 2014b. Unter den Ökonomen hat wohl sich nur Robert Liefmann einigen Aspekten einer Phänomenologie des Geldes (ohne den Begriff zu verwenden) genähert.

Paul Sartre und anderen weiterentwickelt und vertieft. Auf die vielen Ausprägungen dieser Philosophie kann ich hier allerdings nicht eingehen.[6]

Die der Phänomenologie zugrunde liegende Fragestellung lässt sich wie folgt skizzieren: Uns Menschen sind die Dinge als Gegenstände, d.h. als *bewusste Wahrnehmungen* in einer Erkenntnisrelation gegeben, in der es kein Objekt ohne Subjekt (und umgekehrt) gibt. Deshalb untersucht die Phänomenologie die Weise des Gegebenseins der Dinge im Bewusstsein, denn *für uns* sind alle Dinge nur im Bewusstsein *da*. Es gibt – tautologisch – keine beobachteten, empirischen Dinge ohne Beobachtung. Was wir „unbewusst" wahrnehmen oder was unbewusst unseren Handlungen zugrunde liegt, ist dadurch un-bewusst, dass es prinzipiell bewusstseinsfähig, also im Bewusstsein aktualisiert werden kann. Es ist „unmöglich, auf natürliche Weise ein Unbewusstes zu erfassen" (Sartre 1973, 75). Unbewusstes (charakteristisch für Gewohnheiten) erlangt erst dann eine Bedeutung, wenn es bewusst gemacht wird. Ein gänzliches Nicht-Bewusstsein wäre auch nicht bewusstseinsfähig und könnte nicht erkannt werden. Es zu postulieren, ist eine leere Behauptung.

Jede wissenschaftliche Bedeutung, jeder wissenschaftliche Inhalt ist in seinem primären Befund eine Form des Bewusstseins. Kant hatte die *Dinge an sich* von ihrer wahrgenommenen Form unterschieden. Als wahrgenommene oder gedachte sind Dinge *immer* Objekte und setzen notwendig ein Subjekt oder ein Bewusstsein voraus. Kant bestritt, dass man Dinge an sich, getrennt von dieser Erkenntnisrelation Subjekt-Objekt, erkennen kann. Sobald man irgendetwas erkennen will, hat man es schon als Objekt auf ein Subjekt bezogen. Im Anschluss an Kant wurde oft die Frage diskutiert, ob Dinge an sich auch unabhängig von ihrem Wahrgenommenwerden existieren.[7] Diese erkenntnistheoretische Frage können wir bei der Untersuchung der menschlichen Gesellschaft getrost ausklammern, weil sich die Gesellschaft immer nur durch das Bewusstsein *hindurch* organisiert. Es gibt „da draußen" keine Gesellschaft, nur Menschen, und Menschen handeln, sprechen und stellen so Gesellschaft täglich neu her. Anders als Kant und Husserl gehe ich nachfolgend nicht von einem idealisierten, d.h. vereinzelten Subjekt aus, sondern von der Gemeinschaft sprechender und handelnder Menschen, in der sich individuelles Bewusstsein immer wieder neu aus dem Diskurs mit anderen entwickelt. Man nennt diesen modifizierten Blick in der Philosophie auch den *linguistic turn*. Nicht ein vereinzeltes Bewusstsein an sich wird untersucht, sondern die Weise, wie wir bewusst – innerlich und äußerlich – gemeinsam über Dinge *sprechen*.

Die *Grundidee der Phänomenologie* lässt sich dann wie folgt beschreiben: Wenn wir über bestimmte Gegenstände nachdenken, so ist unser Bewusstsein, unsere

6 Vgl. für einen historischen Überblick Spiegelberg 1984.

7 Im „Ding an sich" ein gänzlich Außerbewusstes behauptet; Kant hat den darin liegenden Widerspruch aber offenbar nicht bemerkt: Es soll ein Etwas sein, ohne sagen zu können, was es ist. Es ist aber eine bloße Leeraussage, dass Objekte „die jenseits unserer und jenseits der sich auf sie beziehenden Gedanken auf dem anderen Extreme stehen sollen, selbst Gedankendinge" sind, (Hegel WW 5, 26).

Achtsamkeit auf diese Gegenstände gerichtet und von ihnen mehr oder weniger gefesselt. Wir bemerken dabei nicht oder eher selten, *wie* wir diese Gegenstände, *in* welchen Begriffen wir also, denken. Unsere *Intentionalität* ist natürlich auf Dinge nach außen gerichtet (*intentio recta*): Man bezieht sich geradewegs auf eine Sache, ohne den begleitenden Denkprozess zu reflektieren. Um letzteres zu leisten, bedarf es einer Umkehrung der Aufmerksamkeit, einer *intentio obliqua*, den Blick in das eigene Denken, *während* man denkt.[8] Das leistet die Phänomenologie. Sie weiß, dass wir uns beim alltäglichen und wissenschaftlichen Erkennen in Gedanken bewegen, während wir ein *Etwas* erkennen. Der gewöhnliche, nach außen gerichtete Realitätsglaube sieht nur äußere Gegenstände, nicht ihre Erscheinungsform im und als Bewusstsein.

Etwas spezifischer gesagt: Während wir denken, machen wir innere Bilder, fühlen begleitende Emotionen, vor allem aber *sprechen* wir mit uns selbst. Dieses innere Sprechen, wenn man über eine Sache nachdenkt, ist aber *geformt* durch Begriffe oder – in den Wissenschaften – durch Modelle. Das Verfahren der empirisch orientierten Wissenschaften besteht darin, zunächst ein Modell zu entwickeln und in diesem Modell dann *nachträglich* damit auf die Sachen, die Phänomene – in unserem Fall das Geld – zu blicken, um sie in die Kategorien des Modells einzusortieren. Richtig ist: Die Dinge, die Phänomene sprechen nicht *von sich her* zu uns. Es gibt letztlich keine „Induktion" von den Dingen her zu den Gedanken hin. Auch im gewohnten, alltäglichen Umgang mit Dingen haben sich längst „Modelle", Vor-Urteile eingeschlichen. Einige dieser Vor-Urteile mögen sich bewährt haben, andere werden allerdings ohne Prüfung mitgeschleppt und sind Ideologie, keineswegs nur in der Politik. Bestimmte Phänomene bemerkt man zudem erst, wenn man darauf hingewiesen wird. Das Alltagsdenken liefert nicht von sich her „Erklärungen". Es ist deshalb ein wichtiger Gedanke, dass man stets von Vorformen, die schon im Bewusstsein sind, in seiner Beobachtung, seiner Erfahrung gelenkt wird. Deshalb wird in den Wissenschaften das Bilden von Modellen strikt von der Erfahrung (Experiment, Beobachtung) getrennt. In den Naturwissenschaften ist dieses Verfahren auch sehr erfolgreich. Bei sozialen Phänomenen liegt allerdings die Sache ganz anders.

Natürlich kann man auch dort bei einem von vorgängigen Modellen gelenkten Blick „etwas" sehen. *Jeder* Blick auf die Welt durch ein Modell hindurch bringt irgendetwas zur Erscheinung. Doch die Voraussetzungen des Modells bilden ein wesentliches Hemmnis. Man bemerkt die Reichweite der impliziten Modell- und Denkformen in der Regel nicht. Traditionell untersucht man diese Voraussetzungen in der Metaphysik, die Thomas von Aquin eine scientia regulatrix nannte, eine Wissenschaft, die den Blick umkehrt auf das Wie und Was, auf die Formen des Denkens. Die Metaphysik bleibt im Alltag gewöhnlich unbemerkt. Erst ein phänomenologischer Blick bringt sie zu Bewusstsein.

8 Vgl. zur Differenz von intentio recta und obliqua Hartmann 1965, 46f. Während Erkenntnistheorie und Phänomenologie den Blick zur intentio obliqua umkehren, meint Hartmann von seiner Ontologie: „Sie eben bedarf der Umkehrung nicht", ebd. Dies allerdings nur als Umkehr der Umkehr, so dass sie „die intentio obliqua aufhebt und zur intentio recta zurückkehrt", ebd., 47.

Ein Beispiel: Seit David Hume verwenden Ökonomen die Metapher vom „Öl in der Maschine“ für das Geld.[9] Die Wirtschaft sei eine Maschine, die manchmal ruckelt (Rezession), weil Öl fehlt; manchmal wird zu viel Öl verwendet, es läuft über (Inflation) und setzt die Maschine außer Funktion (Krise). Sicher – *irgendetwas* an Erfahrung können wir in dieses Bild einsortieren. Selbst die schrägste Metapher erlaubt noch, *irgendetwas* zu sehen – doch es sind hier bestenfalls Aspekte der Geldverwendung, nicht das Geld als Geld. Wenn man den Begriff „Maschine“ durch ein mathematisches Maschinenmodell (ein System von Gleichungen für den Preis*mechanismus*) ersetzt, dann rückt der beobachtete Gegenstand in noch weitere Ferne, andererseits wird das vorausgesetzte Modell, weil nicht durch Erfahrung korrigiert, noch selbst-verständlicher.

Psychologisch kommt also noch hinzu: Derjenige, der ein Modell benutzt, versteht *sich selbst in und aus diesem Modell*, wird zum Modell*experten* und erliegt der Illusion, außerhalb seiner Selbstfesselung an das Modell gäbe es keine Wissenschaft, nur Obskurantismus. Dies nennt man déformation professionelle: Man sieht nur noch das, was im eigenen Expertengeist erscheinen kann. Man hat sich in der Ökonomik die Denkform – im Beispiel von Öl und Maschine vor allem die neoklassische – so sehr zu eigen gemacht, dass man einen spezifischen Subjekttypus ausbildet als *Ökonom oder Ökonomin*. Und jedes Argument gegen das *selbst*-verständlich gewordene (d.h. auch als Selbst verstandene) *Modell* wird dann als Angriff auf das eigene *Ego* interpretiert. Der japanische Zen-Meister Shunryu Suzuki sagte:

> „Des Anfängers Geist hat viele Möglichkeiten, der des Experten hat nur wenige.“ (Shunryu Suzuki 1970, 21)

Im Expertengeist festgefahren, möchte ein Ökonom, falls man ihn kritisiert – und dies nur bei einigermaßen flexiblen Geistern –, ein *anderes* Modell zu erneutem Festhalten präsentiert bekommen. An der Trennung von Modell und Realität, damit an der Trennung des eigenen Denkprozesses von der wirtschaftlichen Wirklichkeit hält man fest. Man tauscht vielleicht die ursprüngliche Denkform aus (Walras durch Keynes; Keynes durch Friedman; Friedman durch Hayek; die Neoklassik durch Spieltheorie oder Verhaltensökonomik), modifiziert sie ein wenig, bleibt aber in der ursprünglichen Haltung des Blicks nach außen durch die Brille eines *vorausgesetzten* Modells hängen.

Die Phänomenologie geht hier ganz anders vor. Sie entfaltet den „Anfängergeist“ und blickt auf die Sache selbst – das Geld –, schiebt alle theoretischen Vorinterpretationen *zunächst* beiseite, macht sich dabei aber immer wieder den begleitenden Denkprozess bewusst.[10] Bei sozialen Phänomenen – und das Geld *ist*

9 „Money is not, properly speaking, one of the subjects of commerce, but only the instrument which men have agreed upon to facilitate the exchange of one commodity for another. It is none of the wheels of trade: It is the oil which renders the motion of the wheels more smooth and easy.“ Hume 1826: 3, 317. Für weitere Belege in der Literatur vgl. Brodbeck 2012, 267.

10 Dieses „Beiseiteschieben“ – bei Husserl heißt das „eidetische Reduktion“ oder epoché – von Vorinterpretationen ist keineswegs einfach. Aus dem bereits Gesagten ergibt sich, dass sich im Denken und Handeln zugleich ein Subjekt ausbildet, das von allerlei (meist unbemerkten) Vorurteilen gleichsam okkupiert ist, die als Denkgewohnheiten reproduziert werden. Die Reinigung

ein soziales Phänomen – befinden wir uns in einer besonderen Situation. Wir müssen das Geld nicht isolieren, in einem Labor chemisch analysieren, unter Mikroskopen oder in Teilchenbeschleunigern erst technisch verfügbar machen. Jedermann und jede Frau, aufgewachsen in einer Geldökonomie, in einer modernen kapitalistischen Wirtschaft, ist mit dem Gebrauch von Geld vertraut – ebenso, wie wir mit der menschlichen Sprache vertraut sind. Geld und Sprache sind in dieser Hinsicht analog: Es besteht keine Möglichkeit, uns einen *vorsprachlichen* Zustand vorzustellen und darüber zu *sprechen*. Das wäre eine *contradictio in adjecto*. Nun kann man zwar vorstellend auch über das Geld *sprechen*, ohne dabei zu kaufen oder zu verkaufen. Aber wir können nicht von unseren Erfahrungen, unserem impliziten Wissen um das Geld abstrahieren, können uns nicht in das Erlebnis einer geldlosen Wirtschaftsform „zurückversetzen", um in und an ihr unser darin verwendetes Denken zu studieren. Wenn wir es versuchen, kommen die aus der Geldverwendung stammenden Denkformen, deren Herkunft kaum bewusst ist, immer wieder in die Quere. Solche mit dem Geld verbundenen Kategorien sind zum Beispiel: abstrakte Zahl, Rechnung, Werte, Schuld, Preis, Eigentum, ein von der Gemeinschaft getrenntes Individuum („Atom") usw.

3. Irrwege der Geldtheorie

Wenn Ökonomen, was übrigens häufig geschieht, Dinge sagen wie: „Stellen wir uns eine Wirtschaft ohne Geld vor"; „betrachten wir eine Tauschgesellschaft ohne Geld"; „gehen wir von Robinson aus und konstruieren dann einen Markt mit vielen Robinsons", dann tappen sie in dieselbe Falle wie Sprachtheoretiker beim Versuch, die Sprache aus einem vorsprachlichen Zustand *ableiten* zu wollen, denn „ableiten" heißt ja schon sprechen. Das, was wir mit dem Geld als selbstverständlichen Inhalt immer schon voraussetzen, können wir nicht einfach tilgen. Wie die Sprache nicht individuell zu erklären ist, sondern in ihrer sozialen Verwendung eine – für Muttersprachler meist unbewusste – Grammatik bildet, die man im lebendigen Sprechen entdecken kann, wenn man die Achtsamkeit auf die eigene Sprachform umbiegt (*intentio obliqua*), so lassen sich auch beim Geld die impliziten Kategorien, also die unbewusst immer schon mitvollzogenen Denkformen phänomenologisch aufdecken. Wer dagegen ein *Modell* konstruiert, wie sich aus dem einfachen Tausch Geld *entwickelt* habe, der weiß schon von vorne herein, wohin sein Argument führen soll. Er setzt das Geld und die mit der Geldverwendung je schon mitvollzogenen Kategorien implizit voraus. Geld ist in der Denkform jedes Geldmodells schon enthalten, ohne darin *erkannt* zu sein, weil man die das Geld charakterisierenden Kategorien nicht erkannt hat.

---

von Vorurteilen ist deshalb eine unerlässliche Vorarbeit jeder phänomenologischen Forschung. In meinem Buch „Die Herrschaft des Geldes" nimmt aus diesem Grund der kritische Teil einen wenigstens ebenso großen Umfang ein wie die positive Darstellung des Geldphänomens selbst. Man muss das Haus der Urteile erst leer räumen, ehe man es neu möblieren kann.

Ich drücke das etwas formaler aus: Wenn man von bestimmten Voraussetzungen (V) ausgeht, um daraus dann Geld (G) abzuleiten (→), wenn man also einen theoretischen Weg sucht, der durch V → G das Geld erklären soll, +dann muss man G schon kennen und beschreiben können. Ohne sich dessen bewusst zu sein, bewegt man sich in einem Zirkel, der logisch folgende Gestalt hat: G → V → G. Die Voraussetzungen enthalten implizit, d.h. kategorial, bereits den Geldbegriff. Es ist übrigens nicht schwer, viele Wege zu konstruieren, die als Ableitung V → G gelten sollen. Davon legt die geldtheoretische Literatur reichlich Zeugnis ab. Es lassen sich, durch das Einfügen von Zwischenschritten, immer neue Erzählungen konstruieren, die – mathematisch präzisiert oder nur intuitiv verbal formuliert – einen Weg V → G beschreiben. Diesen konstruierten Wegen möchte ich hier nicht einen weiteren Irrweg hinzufügen.

Geld ist als Begriff und als bestimmende Kategorie in der menschlichen Gesellschaft ein Novum. Es ist nicht (weder logisch noch historisch) aus früheren Formen erklärbar, weil es Eigenschaften hat, die völlig neu sind. Das kategorial Neuartige kann man nicht aus Altem ableiten – ein übrigens auch in der Theorie der Kreativität oft gescheiterter Versuch. Wer einen Weg zur Erklärung einer Neuerung sucht, wer also den kreativen Prozess erklären will, der muss das Ziel der Erklärung schon kennen, sonst ist es nicht der Weg zu diesem neuen Ziel – doch dann ist das Neue nicht mehr neu.

Dieses Problem zeigt sich auch für die historische Forschung: Um an bestimmten archäologischen Funden feststellen zu können, *dass* ein Fundstück Geld oder eine seiner Vorformen *ist*, muss man bereits über eine klare Vorstellung darüber verfügen, *was* Geld ist. Vielfach setzt man – in gewisser Weise durchaus zu Recht – Münzen mit Geld gleich. Doch selbst dann ist es schwierig, bestimmte Vorformen von Münzen, so z.B. Pfeilspitzen für Opferspieße, Nachbildungen von Rinderhäuten aus Gold (*pecus* = Rind, daher *pecunia* = Geld) etc. *als* Geld zu interpretieren.

Archäologische Untersuchungen sind zweifellos hilfreich und sehr informativ. Sie helfen aber nicht, das Geld *als Geld* zu verstehen. Auch hier kann man aus bestimmten Fundstücken (F) auf vielen Wegen eine historische Spur F → G konstruieren. Man weiß schon, wohin z.B. Opferpfeilspitzen letztlich führen werden: Zu den geprägten Münzen, schließlich zu Banknoten, die eingelegte Münzen verbriefen und endlich zum reinen Papier- und Computergeld. Ist das nicht „offensichtlich“? Nein, denn ebenso kann man von den in Babylon etwa im 1500 v.u.Z. formulierten Gesetzen (erhalten im Codex-Hammurabi, einer Steinsäule mit Angaben für Preise bzw. Tauschverhältnisse. von Waren und Dienstleistungen) eine Linie zum modernen, bloßen Rechengeld ziehen. Zudem gibt es viele andere Formen zu anderen Zeiten und auf anderen Kontinenten – wie Basaltstauetten, Salz, Kaurimuscheln, gewebte Matten usw. –, die man als Geld deuten und von denen aus sich bis zum modernen Geld historische Linien F → G konstruieren lassen. So unterschiedliche Autoren wie Karl Marx und Carl Menger haben aus je unterschiedlichen Perspektiven solche Linien skizziert und jeweils aus ihrer Warte, der Perspektive ihrer höchst unterschiedlichen Wertlehren, interpretiert.

Warum sehen wir hier überhaupt eine *Evolution* der Geldformen? Weil wir *uns selbst* als Resultat dieser historischen Entwicklung *interpretieren* und damit unser heutiges (durchaus unterschiedliches) Verständnis von Geld in die Vergangenheit projizieren. Archäologische Funde und historische Dokumente flüstern uns nicht *von sich aus* einen richtigen Geldbegriff zu, weshalb ein Streit um diesen Begriff sich in einen Streit um die Auslegung historischer Fakten verwandelt. Davon zeugen wiederum höchst unterschiedliche Historien des Geldes. Es gibt keinen Weg, sich denkend aus dem Geld loszulösen, um aus Voraussetzungen *ohne* Geld oder *Vorformen* des Geldes das Geld wissenschaftlich abzuleiten. Man gerät immer wieder in logische Zirkel.

Wenn man Geld, wie in der Mainstream-Ökonomik, aus einem meist mathematischen Marktmodell (wie dem von Léon Walras oder Gerard Debreu) ableiten möchte, so unterstellt man die Existenz von Gleichgewichten auf Märkten auch *ohne* Geld. Unnachahmlich der Satz von Hayek in seiner „Pure Theory of Capital“:

> „The Introduction of money into equilibrium analysis would cause unnecessary and irrelevant complications.” (Hayek 1962, 30).

Äußerungen von neoklassischen Ökonomen stehen diesem absurden Satz nicht nach und vermeiden gleichfalls nicht notwendige und irrelevante „Komplikationen“ als Denkverbot:

> „No theory of money is offered here, and it is assumed that the economy works without the help of a good serving as medium of exchange.” (Debreu 1959, 28).

Kenneth Arrow und Frank Hahn beschreiben in ihrem Buch „General Competitive Analysis“ Marktgleichgewichte ohne Geld, sprechen dabei von Preisen, von Ungewissheit und Spekulation auf Märkten, von Profiten bei Unternehmen und von Kapital, um dann nach 338 Seiten zu bemerken:

> „In the world in which we live, however, most acts of exchange are exchanges of goods for money and money for goods (…) Of course, our model is in no shape to give a satisfactory formal account of the role of money.” (Arrow/Hahn 1971, 338).

Sir John Hicks, wie Arrow und Debreu Träger des Nobelpreises für Wirtschaft, sagt: Er brauche zunächst für seine Analyse der Märkte

> „no money at all; for we shall then be enabled to turn out at once results that have a good prospect of being true for a monetary economy, even if they are not the whole truth.” (Hicks 1946, 59).

Hicks verschweigt, was eine „nicht ganze Wahrheit“ sein soll. Entfaltete Märkte ohne Geld sind so wenig eine Teilwahrheit wie ein Ozean ohne Wasser. In der Analyse einer Geldökonomie vom Geld zu abstrahieren, ist also zweifellos eine mehrfach „preiswürdige“ Abstraktionsleistung. Man geht von Gleichgewichten ohne Geld aus – Geld ist darin, nach Hicks, „very much of a shadow“ (Hicks 1946, 58) –, um dann doch noch auf diesen Märkten durch „geeignete Annahmen“ das Geld „abzuleiten“. Man setzt es also zunächst als abstrakte Recheneinheit, *numéraire*

(Walras) einfach voraus[11], postuliert es als evolutionär selektierte besondere Ware (Menger), als „Ersparnis von Transaktionskosten“ (Boumol; Tobin; Brunner und Meltzer)[12] oder rein logisch als Äquivalentform vieler Tauschprozesse (Marx). Es wird also das, was nur durch das Geld existieren kann (große Märkte und eine anerkannte Rechnungseinheit oder Tauschrelationen, für die Transitivität gilt), bereits vorausgesetzt. Die der Transitivität der Tauschakte bedeutet kurz gesagt folgendes: Wenn an einem Ort für das Tauschverhältnis – jeweils in Güterquantitäten – A/B, an einem zweiten, davon getrennten Ort B/C gilt, so wäre es ein reiner Zufall, wenn für die Tauschrelation A/C an einem dritten, wiederum getrennten Ort gelten würde: A/B * B/C = A/C. Das wäre nur der Fall, wenn bereits alle Tauschrelationen dieser Orte in einer Einheit gemessen bzw. vollzogen würden, wenn also die drei Tauschorte bereits durch Geld vergesellschaftet wären. Folglich leitet man Geld aus … Geld ab.[13]

Ich erwähne noch einen letzten Irrweg, um abgrenzend zu klären, was eine Phänomenologie des Geldes *nicht* ist. Ein sehr verbreiteter Gedanke ist folgender: Das Geld erfüllt zahlreiche *Funktionen* in der Wirtschaft. Es ist Rechnungseinheit, Tauschmittel, rechtlich definiertes Zahlungsmittel, Wertaufbewahrungsmittel, es dient zur Überbrückung von Raum und Zeit, repräsentiert Werte in der Wirtschaft, ist ein Kommunikationsmedium, ein Zeichen usw. Das, was das Geld angeblich alles an Funktionen *erfüllen* soll, *setzt man voraus* und stellt sich dann wieder unwissend mit der Frage: Welches Ding, welche soziale Institution könnte nun all diese Funktionen erfüllen? Und die Antwort wird dann – wie das sprichwörtliche Kaninchen aus dem Hut – schnell hervorgezaubert: Sie lautet „Geld“. Auch das ist zweifellos ein Irrweg. Das Geld wurde nicht einfach „erfunden“ oder „eingeführt“, um „seine Funktionen“ zu erfüllen. Falls neues Geld in modernen Gesellschaften tatsächlich eingeführt wurde (z.B. bei einer Währungsreform), so führt man nur eine *besondere Form* des Geldes, nicht das Geld *überhaupt* ein. Wenn es Geld bereits gibt, dann können sich an der Geldverwendung allerlei Funktionen herauskristallisieren, oder man kann diese Funktionen an der praktischen Geldverwendung *entdecken*. Aber das Geld kann nicht zu diesem Zweck, *zur Erfüllung dieser Funktionen* erfunden oder auch nur „entdeckt“ worden sein, weil es – tautologisch - diese Funktionen als Geldfunktionen *ohne* das Geld gar nicht gab.

Was ergibt sich aus diesen Überlegungen? Geld ist ein *ursprüngliches* Phänomen für unser Nachdenken. Es ist historisch und logisch ein *Novum.* Wir haben es lange schon verwendet, bevor wir darüber reflektierten – wie wir grammatikalisch korrekte Sätze vor jedem Studium der Grammatik sprechen. Unser Denken ist erfüllt von zahllosen, mit dem Geld verbundenen Denkformen, ja, viele Menschen definieren sich als Subjekte in Relation zum Geld, wenn sie Wörter wie „Erfolg“,

11 „The commodity in terms of which the prices of all the others are expressed is the numeraire“, Walras 2014, 129.

12 Boumol 1952; Tobin 1956; Brunner/Meltzer 1971.

13 Nur wenige Autoren haben den Zirkel erkannt. So sagt Gustav Cassel: „Die ganze Vorstellung von der Entwickelung des Wirtschaftslebens aus einer Tauschwirtschaft ohne Geld zu einer Geldwirtschaft ist ohne Zweifel im wesentlichen falsch.“ Cassel 1926, 28. Zu Cassel vgl. Ohno 1931, 28f. und Brodbeck 2012, 669f sowie Kapitel 4.8.3; zu Marx und Menger ebd, Teil 4.

„Status“, „Wohlstand“ oder „Freiheit“ verwenden. Man kann weder die *Funktionen* von Geld noch dessen *Sein* ableiten. Wir müssen es voraussetzen wie die Existenz der Sprache, in der wir uns immer schon bewegen, wenn wir nachdenken, was eigentlich Sprache ist. So haben wir auch schon viele Male in Geld gerechnet, wenn wir nachdenken und zu erzählen versuchen, *was* Geld ist. Die Tatsache, dass wir immer schon mittendrin sind in einer Geldwirtschaft, ist aber *für das Erkennen* keine schlechte, sondern eine gute Nachricht. Denn wir benötigen keine Experimente, keine Befragungen von Menschen, kein Panel, kein Labor.[14] Wir kehren unseren Blick phänomenologisch um und untersuchen – uns an unseren alltäglichen Umgang mit Geld erinnernd –, was hierbei mit uns und unserem Denken geschieht.

4. Geld als Denkform

Es gilt zunächst einen einfachen Satz denkend nachzuvollziehen und als richtig zu erkennen: *Geld ist eine Denkform*. Darin liegt nicht nur die Vorstellung, dass Geld *auch* gedacht werden kann, sonst aber ein unabhängiges Ding draußen in der objektiven Realität ist. Ich möchte darüber hinausgehend zeigen, dass das, was wir mit dem Wort „existieren“ bezeichnen – es existiert in einer Gesellschaft Geld –, dass also das *Sein des Geldes* nicht bei seiner Erkenntnis *nachträglich* ins Denken eintritt; vielmehr *beruht* das Sein des Geldes auf seinem Gedachtsein. Das ist vorläufig nur eine *These*, um ein Ziel des nachfolgenden Denkweges zu benennen. Sehen wir also genauer zu und hören dabei auf unser Denken.

Dass wir alltäglich in Geld rechnen, auf es und mit ihm rechnen, dass wir dabei auch *denken*, steht zunächst außer Frage. Jeder kennt das Denken an Geld: „Ist noch genug auf meinem Konto?“ – „Kann ich mir den Urlaub leisten?“ – „Wo bekomme ich Smartphones günstiger?“ Doch trotz dieser Allgegenwart des Denkens an Geld ist unsere Einstellung zunächst nach außen gerichtet. Geld scheint „da draußen“ präsent oder abwesend zu sein – in einer Geldbörse als Münze oder Schein, auf einem Girokonto als Zahl auf dem Kontoauszug, im Verbuchen von abgeleiteten Geldformen wie Wertpapieren, Wechsel, Gutscheinen, bei Hinweisen auf Preisschildern wie 2,99 € etc. All diese äußeren Formen von Geld sind aber *nur dann* funktionierendes, alltäglich verwendetes Geld, wenn wir diesen äußeren Dingen die *Bedeutung* „Geld“ oder „Geldwert“ tatsächlich zuschreiben – friedlich beim Einkauf oder begleitet von Drohungen bei Zwangsvollstreckungen durch

14 Die Phänomenologie des Geldes ist also kostengünstig, was Ordinarien der Volkswirtschaftslehre, die viele Forschungsmittel für Laboreinrichtungen zur Ökonometrie und zur Simulierung von Märkten mit ihrer Methode der Forschung vom Steuerzahler beanspruchen, nicht sehr gerne hören. Sie folgern vermutlich: Was billig zu haben ist, kann nichts *wert* sein. Was indes *ökonomisch* billig ist – das phänomenologische Denken –, ist deshalb allerdings noch lange nicht *leicht*, vielleicht aber gefährlich. Peter Johnson sagte: „Brodbeck's approach and conclusions will be unwelcome in universities and was certainly discouraged in my day. It crosses into other disciplines and threatens vested interests. It requires great effort from the man-in-the-street and impossible courage of the politician. (…) The implications are revolutionary for practical politics and economics alike.“ Johnson 2009.

Gerichtsvollzieher, der auf häusliche Gegenstände einen „Kuckuck“ klebt. Ich verwende dieses letztere Beispiel, um nicht vergessen zu lassen, dass die mit dem Geld verbundenen Denkformen und Handlungsweisen keineswegs nur harmlose Operationen eines Buchhalters sind. Wir schreiben dem Geld nicht nur eine Bedeutung zu, wir bemerken darin auch eine große *Macht* über uns.

Betrachten wir zunächst das, was wir einem Stück Papier – die heute (noch) gebräuchliche Geldform (Euroscheine bestehen eigentlich aus Baumwollpapier) – an subjektiven Haltungen zuschreiben. Wenn wir in einem alten Buch einen Geldschein aus der Zeit der großen Inflation von 1923 mit der Aufschrift „Eine Million Reichsmark“ finden, so verleitet diese Aufschrift niemanden zu dem Versuch, mit diesem Geldschein einkaufen zu wollen. Das gilt auch für alte Goldmünzen: Um heute als *Geld* zu funktionieren, müssen wir sie *verkaufen*, also in geltendes Geld verwandeln. Gold und Silber, wie immer auch wertgeschätzt, sind nicht von sich her schon Geld. Dies, *Geld* zu sein, liegt also nicht an den äußeren, physischen Eigenschaften jener Dinge, die wir *als* Geld oder wenigstens als „ökonomisch wertvoll“ bezeichnen. Wenn wir sagen: „Dieses Schmuckstück ist viel *wert*“, so denken wir an seinen Preis. Und ein Preis ist die Relation zwischen einem definierbaren, abgrenzbaren Ding und einer allgemein anerkannten Geldform.

Diese Vorüberlegungen verweisen also unmittelbar darauf, dass das Geld nur dann Geld *ist*, wenn diejenigen, die es verwenden, auch *glauben*, dass es sich um *Geld* handelt – und nicht um ein Stück aus Baumwollfasern, Metall oder ein Lichtmuster auf dem Bildschirm eines Computers. Das verrät einen einfachen, gleichwohl *zentralen* Sachverhalt über das Geld: Das Geld setzt in seiner Funktionsweise einen Denkprozess *voraus*. Nur durch eine bestimmte Interpretation der Menschen, die damit umgehen, *ist* das Geld auch wirklich „Geld“. Also besteht der nächste Schritt darin, uns selbst zu beobachten, *wie* wir mit dem Geld umgehen. Wir wollen uns selber zusehen und beobachten, was dabei entdeckt werden kann. Anders gesagt: Wir suchen nach implizit mit unserem Denken und Handeln mitgegebenen *Bedeutungen*.

Die erste Beobachtung bei der Verwendung von Geld haben wir[15] schon angesprochen: Wir erkennen eine äußere Erscheinung (Papier, Metallstück, Bildschirmausdruck) *als* Geld an. Das klingt auf den ersten Blick rein tautologisch. Doch sehen wir näher zu. Nur dadurch, dass wir ein bestimmtes Ding oder Phänomen *als* Geld anerkennen, ihm die *Bedeutung* Geld zuschreiben, verwenden wir es auch als Geld. Die *Anerkennung* erzeugt das Sein des Geldes *als* Geld. Doch worin zeigt sich dieses „Anerkennen“? Wir tun ja nichts bei der Geldverwendung, was sich als *getrennter* Akt, als *getrennter* Gedanke „ich erkenne an“ auslegen lässt. Vergleichen wir andere Situationen, worin etwas anerkannt wird: Wenn wir bei einem Vertrag einer bestimmten Aussage oder Formulierung zustimmen durch unsere Unterschrift, so ist die Anerkennung ein eigener, getrennter Akt: wir

15 Wenn ich hier fortlaufend den Plural „wir“ verwende, so ist das nicht ein bloßes Stilmittel, sondern verweist – wie sich zeigen wird – auf einen sachlichen Gehalt, sofern stets die Bewusstseinsformen der Vielen im Blick bleiben.

unterschreiben. Ebenso anerkennen wir bei einer Wahl durch die Abgabe eines Stimmzettels eine bestimmte Person oder Partei an. Und ein Staat wird von anderen Staaten durch formale Akte überhaupt erst *als* Staat anerkannt (man tauscht Botschafter aus). Bei diesen Formen sind die jeweilige Sache und ihre Anerkennung *verschiedene* Handlungen. Die Anerkennung kommt zu der Sache nachträglich hinzu.

Doch bei der Geldverwendung gibt es keine *besondere* Handlung des Anerkennens. Worin liegt hier die Anerkennung? Die Antwort ist nur scheinbar trivial: In der Geldverwendung selbst. Indem wir das Geld *verwenden* – darin rechnen, kaufen und verkaufen, es horten oder sparen –, haben wir *uno actu* (im selben Akt) auch Geld *als* Geld anerkannt. Durch die Geldverwendung stimmen wir alltäglich darüber ab, *dass* wir das Geld auch praktisch anerkennen. In der Philosophie nennt man dies einen *performativen Akt*. Wir denken zwar bei einem Kauf nur an das gekaufte Produkt und rechnen mit dem Preis in Euro oder Renminbi; unsere *Intentionalität* ist auf das Produkt und den Preis gerichtet. Doch *gleichzeitig* anerkennen wir damit auch das Geld *in seiner Geltung*. Wir sagen es nicht, wir *tun* es. Wir stimmen der sozialen Institution „Geld“ einfach dadurch zu, dass wir tausendfach ganz *selbst*verständlich Geld benutzen und es dabei auch *wertschätzen*. Nicht zufällig haben „Gelten“ und „Geld“ auch etymologisch dieselbe Wortwurzel. Geld *ist* das, was als Geld *anerkannt* ist. Diese Anerkennung vollzieht sich alltäglich gleichsam als Nebenprodukt der Geldverwendung. Wir stimmen mit jedem Kauf, jeder Überweisung, jeder inneren Kalkulation in Geld der Tatsache zu, dass Geld verwendet werden *soll*. In der Geldverwendung steckt also *implizit* auch der ethische Wert des Anerkennens. Diese Einsicht wird sich noch als besonders wichtig erweisen, weil diese Anerkennung nicht einfach *ein Aspekt* am Geld ist, sondern vielmehr dessen *Wesen*. Geld *ist* nur Geld, weil es anerkannt wird *als* Geld. Wenn wir die Sonne als Sonne ignorieren, so werden wir am Strand dennoch einen Sonnenbrand bekommen. Das physische Sein der Sonne und die Wirkung ihrer Strahlen *beruht* nicht auf ihrer Erkenntnis. Anders beim Geld. Würden alle das Geld als Geltung ignorieren, so wäre es *als Geld* verschwunden.

Der bislang verwendete Begriff „Anerkennung“ und damit Geltung des Geldes lässt sich noch genauer analysieren. Wie genau machen wir das, mit der Geldverwendung implizit die *Geltung des Geldes* anzuerkennen? Es liegt nicht an uns *als Individuen*. Es liegt nicht am *vereinzelten* Verhältnis zum Geld. Ob uns Geld viel oder wenig bedeutet, ob es für uns einen hohen oder niedrigen privaten Nutzen hat – all dies spielt für die Geltung keine Rolle. Es sind aus der Geldverwendung abgeleitete Aspekte, die das Geld als Geld immer schon voraussetzen. Geld mag nützlich sein; aber man kann nicht aus einer fiktiven Größe „Nutzen“ das Geld ableiten – weder individuell noch kollektiv. Auch wenn jemand den oben erwähnten Eine-Millionen-Reichsmark-Schein aus einem alten Buch *privat* als Geld wertzuschätzen versuchte, er würde dennoch nicht als Geld *funktionieren*. Weshalb? Weil ihn *andere* nicht als Geld anerkennen. Das Anerkennen des Geldes als Geld in unserem alltäglichen Denken muss also, soll Geld auch wirklich Geld sein, *massenhaft* erfolgen. Alle

Teilnehmer an einer durch das Geld organisierten Wirtschaft müssen das Geld als Geld anerkennen. Geld muss *allgemein* gelten, das heißt, es muss „*allen gemein* sein“, dass sie Geld als Geld anerkennen.

Weil jeder weiß und darauf zählt, dass alle anderen auch das Geld als Geld anerkennen, *deshalb* anerkennt jeder Geld als Geld.[16] Das ist ein zirkuläres Argument. Doch dieser Zirkel ist kein logischer Fehler, sondern eine soziale Wirklichkeit. Wenn man eine Wissenschaft vom Geld nach den Gesetzen der traditionellen Logik aufbaut – z.B. durch mathematische Modelle –, dann muss man immer von Voraussetzungen ausgehen, die *andere* sind als das, was man damit erklärt: Geld. Deshalb scheiterten alle bisherigen Geldtheorien, weil sie dieses völlig andersartige Phänomen der Geltung des Geldes durch die Anerkennung der Vielen nicht auf den Begriff bringen konnten.

Um nicht einfach etwas zu behaupten, sondern das, was wir täglich im Umgang mit dem Geld auch vollziehen, noch deutlicher ins Bewusstsein zu heben, ein Hinweis auf Phänomene, die einer ähnlichen Logik gehorchen. Der griechische Philosoph Heraklit und der indische Philosoph Nāgārjuna haben solche Denkfiguren bereits gekannt und jeweils sogar dasselbe Beispiel verwendet: Dies, dass ein Vater ein *Vater* ist, beruht auf der Tatsache, dass er ein Kind hat. Umgekehrt aber gilt: Dies, dass ein Kind ein *Kind* ist, beruht darauf, dass es einen Vater hat. Das ist zirkulär: Das Kind macht den Vater zum Vater, der Vater das Kind zum Kind – allein durch die Tatsache der Geburt. Was *logisch* zirkulär klingt („Teufelskreis“, *circulus vitiosus* = „schädlicher Kreis“), ist eine *soziale Wirklichkeit*. Wenn man also das Phänomen richtig erfassen will, muss man die Spielregeln der tradierten Logik verlassen (die Zirkelschlüsse verbietet) und einfach dem folgen, was sich zeigt.[17]

Hat man diese Denkfigur erst einmal durchschaut, dann findet man zahlreiche weitere Beispiele. Ich erwähne, ohne genaue Nachweise, zwei weitere: (1) David Hume, der schottische Philosoph und Freund von Adam Smith sagt sinngemäß: Noch die despotischste (also keineswegs nur eine demokratische) Regierung beruht auf „Meinung“ (*opinion*) und wird durch die Meinung der Bürger getragen. Wie ist das zu verstehen? Nur weil die Vielen eine Regierung *als* Regierung, einen Schreckensherrscher *als* Herrscher anerkennen, können diese regieren oder herrschen. (2) Diesen Gedanken hat die Philosophin Hannah Arendt vertieft und zwischen Macht und Gewalt unterschieden (Arendt 1970). Zwar kann man mit *Gewalt* Menschen unterdrücken, aber man hat dadurch noch keine *Macht* über Menschen; verschwindet die Gewalt, offenbart sich die Machtlosigkeit. Denn eigentliche Macht beruht immer auf der *Anerkennung* der Mächtigen durch die Untergebenen; sie müssen Regierende *als* mächtig anerkennen. Wenn niemand – auch kein Militär, keine Polizei – die Macht eines Führers anerkennt, dann ist er völlig machtlos. Durch bloße Gewalt ist eine Herrschaft nicht zu festigen. Wenn bei einer Revolution die Träger staatlicher Gewalt – Polizei, Militär – den Gehorsam verweigern und die Macht der alten Regierung nicht mehr anerkennen, dann wird

16 „Das Wesen des Geldes besteht also darin, daß ‚jeder es nimmt‘“, Liefmann 1919, 103.
17 Vgl. ausführlich zu dieser Denkfigur mein Buch „Der Zirkel des Wissens“ 2002, besonders 136ff.

diese Regierung *machtlos*. Macht ist also ein ähnlich zirkuläres Verhältnis, das wir auch beim Geld entdecken. Es gibt viele weitere Beispiele; die genannten mögen genügen, das Phänomen zu verdeutlichen: In der sozialen Welt ist das Sein, die Existenz von bestimmten Phänomenen nicht von einem materiellen Träger abhängig, sondern von einem Prozess des Bewusstseins der Vielen, einem Prozess des Denkens.

Damit wird die Brisanz dieser Beobachtung für das Geld vielleicht deutlicher. Geld beruht auf der Anerkennung *der Vielen*. Es genügt nicht, dass einige ein Ding oder eine Funktion als Geld anerkennen; dies müssen *alle* Beteiligten in einer Geldökonomie tun. Wenn diese Anerkennung abbröckelt, schließlich schwindet, so führt dies auch stets zu einer Wirtschafts- und Währungskrise. Wir anerkennen das Geld als Geld, weil alle es tun. Und alle tun es … weil alle es tun. Weil alle implizit der Geltung des Geldes (also performativ) vertrauen, deshalb gilt das Geld als Geld. Die „Substanz" des Geldes ist also eine soziale, kollektiv erzeugte und darin zirkuläre Illusion der Geltung.[18] Nichts am physischen Geld (Papier, Gold, Computerzahl), nichts an einer materiellen Substanz verleiht dem Geld seine Geltung. Geld *hat* keine Substanz – außer dem allgemeinen *Vertrauen* in seine Geltung. Doch dieses Vertrauen ist kein Ding, sondern ein alltäglich vollzogener Denk- und Handlungsprozess. Nur im übertragenen Sinn kann man sagen: „Vertrauen" ist die „Substanz" des Geldes. Der zweifache Apostroph deutet darauf, dass man diese Begriffe nicht im materiellen Sinn verstehen darf, sondern sie so zu deuten hat, wie das eben skizziert wurde.

5. Wert und Preis

Hier liegt auch das Geheimnis dessen, was mit einem in der Philosophie vielfach diskutierten Begriff zusammenhängt: „Wert". Ursprünglich stammen die Fragen der späteren Wert*philosophie* aus der Ökonomik. In der Wirtschaft tritt das Wertphänomen rein zutage. Wir sprechen einem Ding einen *Wert* zu. Was ist damit gemeint? Der Wert ist etwas, das dem physischen Ding oder einem inneren Gegenstand (auch ein Gedanke, eine Einsicht kann wertvoll genannt werden) nicht von sich her, sondern von woanders her zukommt. Das versteht man unter einem Werturteil. Wenn X irgendeine Sache ist und wir sagen: „X ist gut", „X ist schön", „X ist wertvoll", so sind die Gutheit, die Schönheit und der Wert nichts, was sich an X

18 Hiermit ist nicht (nicht nur) das gemeint, was seit Irving Fisher „money illusion" (vgl. Fisher 1928) heißt, d.h. den Glauben an einen absoluten Wert des Geldes, unabhängig von der Preisentwicklung. Dieser relative Begriff von „Illusion" ist rein quantitativer Natur, während ich von einer qualitativen Illusion im erkenntnistheoretischen und sozialen Sinn spreche. Nicht nur das Wieviel des Wertes von Geld ist illusionär; die Geltung des Geldes selbst ist eine zirkuläre Illusion – und darin gleichwohl eine soziale Wirklichkeit. „Nur weil alle an den Wert des Geldes glauben und so sich wechselseitig dazu zwingen, ihre Leistungen gegen Geld zu erbringen, hat das Geld Macht als ‚Wert' – auch wenn diese Macht in der zirkulären Illusion gründet, der nur auf dem Glauben an diesen Wert beruht." Brodbeck 2012, 375.

beobachten ließe. Es ist etwas, das hinzukommt, nicht X immanent ist.[19] Diese seltsame Trennung von äußerer Tatsache (Faktum) und Wert wurde sogar zu einem methodologischen Prinzip gemacht: Reine Wissenschaft sei nur deskriptiv, erklärend und auf Fakten bezogen. Wenn man Werturteile ausspricht, so fügt man etwas Anderes, Fremdes hinzu, das man gewöhnlich der Ethik, Ästhetik oder Religion zurechnet, nicht der Wissenschaft.

Es ist in der Wissenschaftsphilosophie eine heiße Debatte darüber entbrannt, ob man diese Trennung von Faktum und Wert tatsächlich durchhalten kann. Nur ein Hinweis: Wenn man eine „wertneutrale" Theorie zur Erklärung irgendeiner Tatsache verwendet, so muss man *erstens* aus mehreren Theorien eine auswählen – und das ist ein Werturteil. *Zweitens* muss man auch die Fakten erfassen, also auswählen, in einen bestimmten (z.B. statistischen) Rahmen einordnen, und eben dies setzt wiederum die Wahl eines Rahmens und damit bestimmte Auswahlkriterien voraus, also Werte. Der Versuch einer Trennung von Faktum und Wert lässt sich also nicht bruchlos durchführen. Gewiss, man kann *überflüssige* Werturteile erkennen, und jeder ernsthafte Wissenschaftler wird sie vermeiden: Ob ein Autor dies oder jenes mag, für gut oder schlecht befindet, ist bei Biografien, gelegentlich auch in einem Vorwort am Platz, hat aber in wissenschaftlichen Untersuchungen keinen Ort. Man kann auch Max Weber sicher darin zustimmen, dass *politische* Wertungen in der reinen Wissenschaft nichts zu suchen haben. Wenn es sich aber um die Denkformen im engeren Sinn handelt, dann enthält schon jeder Begriff – einfach durch seine Verwendung und damit den Ausschluss anderer Begriffe – ein implizit ethisches Urteil.

Der Gedanke einer Trennung von Faktum und Wert ist gleichwohl nicht ohne Grund. Er erwächst aus dem Wertbegriff selbst, der sich wiederum der Geldverwendung verdankt. Wenn wir einem Ding, einer Sache einen *Geldwert* zusprechen, dann unterscheiden wir dieses Ding in seinen bestimmten Eigenschaften (1 kg Zucker; ein Auto; ein Rechtsgutachten) von seinem Wert. Am Zucker ist kein wirtschaftlicher Wert zu finden (auch wenn er für das Backen wiederum wertvoll sein mag). Der Wert entsteht durch die Beziehung zum Geld – ausgedrückt in einem Preis. Ein Preis hat die Dimension:

$$\frac{Geldeinheit}{Gütereinheit}$$

Im Preis beziehen wir also zwei heterogene Sphären aufeinander: die physische oder nur zur bewerteten Sache gehörige, und die Wertsphäre, die aus der Geldverwendung erwächst. Ein Preis, scheinbar ein triviales Ding, verbirgt eine tiefe kategoriale Bedeutung: (1) Im Geld steckt eine *intersubjektive* Beziehung, wie wir unseren sozialen Austausch vollziehen. (2) Im bewerteten Gut verbirgt sich letztlich unsere Beziehung zur Natur, die wir in der menschlichen Produktion umformen und für menschliche Bedürfnisse zugänglich machen. Diese beiden,

19 Für X können beliebige Dinge oder Sachverhalte eingesetzt werden wie in einer mathematischen Gleichung.

scheinbar völlig verschiedenen Sphären, werden ganz alltäglich im wirtschaftlichen Bewerten, im Preis – allerdings auf vielen verbundenen Stufen –miteinander verflochten. Es lässt sich hier aber erkennen – was ich an dieser Stelle nicht ausführlich zeigen kann[20] -, dass ein Preis als Relation von Geld-Einheit und Güter-Einheit nicht nur eine klar definierte Geldeinheit, sondern spiegelbildlich auch klar definierte Gütereinheiten voraussetzt, die durch entsprechende Maße hergestellt werden. Dies, die Natur in jeweiligen „Einheiten" zu erfassen und so zu zerteilen, erwächst aus dem Geldverkehr, aus dem durch die Brille des Geldes in der Arbeit, in der Produktion ergriffene Natur. Die vermessene Natur in der modernen Naturwissenschaft, ist die im Spiegel der Geldeinheiten wahrgenommene und erkannte „Natur". Was sich diesem Geldspiegel nicht einfügt, wird gar nicht – oder nur als äußeres Verhängnis – erkannt. Darin ist auch das Wesen ökologischer Krisen zu suchen.[21]

Der Preis, die Bewertung in Geld, spricht zudem ein unaufhörliches Werturteil über Phänomene der Natur, auch über andere Menschen aus – der Preis eines Menschen ist der Lohn oder die Vergütung einer Leistung (welcher Art auch immer). Etwas abstrakter ausgedrückt: Das Phänomen der Wertung, im Preis offenkundig, verbirgt die Relation zwischen der sozialen, intersubjektiven Sphäre und der im Horizont des Geldes erfassten Natur. Wenn ein Mensch einen Preis erhält, so wird er vermessen und wie ein Stück Natur betrachtet: Er erfüllt eine bestimmte Funktion in der Produktion und wird dabei auf eine Stufe mit anderen Produktionsmitteln gestellt. Das ist das Geheimnis dessen, was die Ökonomen im Begriff „Substitution von Produktionsfaktoren" übersehen. Im Hinblick auf die Bewertung, die Gewinnerzielung sind Maschinen (z.B. Roboter), Menschen und Rohstoffe *gleichwertig*, also substituierbar. Das Phänomen der *Wertung*, der Preisbildung entpuppt sich also bei einem phänomenologischen Blick ganz und gar nicht als eine harmlose Sache, und sie ist sicher kein Vorgang, den man in mechanischen Modellen (wie Léon Walras) oder in einer geometrisch-topologischen Beschreibung (wie Gerald Debreu) erfassen könnte. Preise enthalten *notwendig* eine *soziale Dimension*.

In den Preisen verbergen sich für die Menschen sehr nachdrückliche Prägungen im alltäglichen Leben. Es macht eben einen großen Unterschied, ob man freundschaftlich, vielleicht auch streitend *mit Worten* verkehrt, oder ob man Geld verwendet und in der Beziehung einer bestimmten Geldsumme auf ein Ding oder einen anderen Menschen sich rein sachlich verhält. Im Geld sind die Menschen einander verbunden, dies aber auf eine Weise, die ihre Verbindung *verdinglicht*. Wir behandeln uns *als* Käufer, Verkäufer, Kreditgeber etc., nicht wechselseitig als Individuen, nicht empathisch, sondern sachlich, nüchtern, nur auf einen Zweck – die Bewertung eines Dings oder einer Leistung in Geld – bezogen. Keine Reform der Geldwirtschaft könnte diese innere Struktur der im Geld in jeder Form liegenden Wertung aufheben. Sie geht immer wieder neu daraus hervor.

20 Vgl. ausführlich Brodbeck 2014, 33ff; 2016.

21 Eine „ökologische Geldökonomie" (Marktwirtschaft) ist deshalb eine contradictio in adjecto, wenn man die wirkliche Dimension des Geldbegriffs durchschaut hat.

Weil das Geld auf seine spezifische Weise notwendig eine *besondere* (ökonomische) *Wertung* enthält – durch seine Verwendung –, deshalb tritt es zu *anderen* Werten, wenn es an dieser ökonomischen Wertung gehindert wird, notwendig in Wettbewerb. *Moralische* Werte von außerhalb der Geldwirtschaft stehen nur solange nicht im Widerspruch zur Geldverwendung, solange sie sich „rechnen". Fleiß, Disziplin, Vertrauen, religiös motivierte Opferbereitschaft – dies sind Werte, die sich ökonomisch trefflich nutzen lassen und die der Geldwertung nicht widersprechen. Man hat sie deshalb auch oft eng mit den Märkten in Verbindung gebracht. Doch Werte wie Mitmenschlichkeit, Einfühlung, Mitgefühl, Naturliebe, Achtung vor dem Leben, Gemeinsinn (sofern er sich nicht auf ein Team im Unternehmen beschränkt, sondern die ganze Gesellschaft oder den ganzen Planeten umfasst) – dies sind Werte, die fallweise (nicht immer) der Wertung in Geld widersprechen. Der Ort der Geldverwendung – der *Markt* – ist deshalb auch ein Ort der Wertekonkurrenz, ja, um einen Begriff von Wilhelm Röpke zu verwenden, ein „Moralzehrer".[22] Die Geldökonomie, so lautet die ethische Schlussfolgerung aus der skizzierten Analyse, ist also in der Geldverwendung, sofern sie zu ihrem Funktionieren einer moralischen Grundlage bedarf, auf Moralquellen von *außen* angewiesen.

Bislang habe ich mich auf den Aspekt der Geltung, der Anerkennung und die darin liegende Wertung bei der Geldverwendung bezogen. Es konnte vielleicht deutlich werden, dass Geld ein *primär soziales*, damit ein *kollektives* Phänomen ist, auch ein Phänomen, das verglichen mit anderen Phänomenen auf eine neuartige Denkform und Logik verweist. Man kann das Geld nicht auf Faktoren zurückführen, die *Nicht-Geld* sind – wie Arbeitsleistungen, individueller Nutzen, aber auch nicht auf Recht und Gesetz. All diese Phänomene sind zwar immer wieder mit dem Geld verbunden gewesen, zeichnen aber nicht das Geld *als Geld* aus.

Geld mag jedem, der es verwendet, nützlich sein. Doch man kann nicht einen abstrakten Begriff „Nutzen" daraus ableiten, der *allgemein* gilt und *anerkannt* ist, bevor man Geld verwendet. Ebenso kann man nicht – Smith, Ricardo und Marx haben das versucht – den Wert, wie er im Geld offenbar ist, auf Arbeitsleistungen zurückführen. Marx hat hier den Begriff der „einfachen Durchschnittsarbeit" eingeführt, den er im Geld als „allgemein gesellschaftliche Verpuppung aller menschlichen Arbeit" und darin „gesellschaftlich notwendig" nannte (Marx MEW 23, 59, 89). Diese Begriffe verraten die Hilflosigkeit des Gedankens: Verschiedene Arbeitsarten sind eben verschieden – das ist ja gerade der Witz an der Arbeits*teilung*. Ein qualitativer oder quantitativer Durchschnitt, eine „produktive Verausgabung von menschlichem Hirn, Muskel, Nerv, Hand usw." (Marx MEW 23, 58) ist einfach nur Unsinn. Arbeit formt Dinge auf je differente, nicht in einem Durchschnitt zu erfassende Weise: Es gibt keine Durchschnittsform von Feilen, am Computer schreiben oder Gemüse klein schneiden zum Kochen. Hier einen Durchschnitt zu erblicken, ist nur der Horizont des gleichmachenden Geldes, keine Substanz des Wertes, der das Geld „erklären" könnte. Mit Aristoteles gesagt: Die

22 Vgl. für genauere Nachweise Brodbeck 2012, 899f.

causa formalis lässt sich nicht auf die causa efficiens reduzieren. Marx reiht sich durch diesen unrühmlichen Denkfehler nahtlos in die mechanische Ökonomik ein. Neoklassiker haben in einem gleichfalls falschen Reduktionismus die vielfältigen Formen von Kapital (Maschinen, Infrastruktur etc.) auf Durchschnittsaggregate reduziert, die ihrerseits je schon Geld voraussetzen. Differente Arbeitsarten, verschiedene Kapitalgüter oder Bodenarten sind je untereinander nicht in eine aparte Arbeits-, Kapital- oder Bodensubstanz aufzulösen.[23]

Wenn also in der Unternehmensrechnung, im Controlling alle Arbeitsarten über einen Kamm – den der *Kosten* – geschert werden, so ist diese „Allgemeinheit" abhängig vom Bezug auf die Geldrechnung. *Durchschnittlich* ist daran nichts, wohl aber eine auffallende *Gleich-Gültigkeit*. Jedes in Geld bewertete Ding oder Phänomen wird gleich-geltend behandelt. Wer in Geld rechnet, ist gleichgültig gegenüber dem Inhalt dessen, worauf sich die Rechnung bezieht. Wenn ein Roboter sich eher rechnet als ein Dutzend Arbeiter, dann werden die Arbeiter einfach entlassen und ein Roboter wird gekauft. Dass damit soziale Beziehungen ge- oder zerstört werden, ist für die Geldrechnung *gleichgültig*. Man muss dann schon die Geldverwendung *von außen* in einen rechtlichen Rahmen einzwängen, um solche Ergebnisse abzufedern – was ja ursprünglich einmal eine Hoffnung der „sozialen" Marktwirtschaft war. Die Weltmarktkonkurrenz, die Globalisierung hat solche – vom Standpunkt des Geldes aus betrachtet – Hemmnisse für eine gleichmachende Kostenrechnung in vielen Ländern beseitigt und damit einmal mehr die innere Logik des Geldes offenbart und durchgesetzt.

6. Geldrechnung und Geldsubjekt

Die performative Anerkennung des Geldes, damit die alltägliche Herstellung seines *Wertes* und der Funktion des *Wertens* vollzieht sich – näher betrachtet – auf eine sehr spezifische Weise. Die Anerkennung ist ein Denkprozess, ist wenigstens teilweise bewusst. Zwar ist die Aufmerksamkeit nicht auf die Anerkennung gerichtet, sie wird aber *uno actu* mitvollzogen in der Geldverwendung. Wie *genau* findet aber diese Geldverwendung statt? Was ist der dafür charakteristische Bewusstseinsprozess? Die Antwort ist einfach und auch jedermann geläufig: In Geld und mit dem Geld wird *gerechnet*. Insofern ist es korrekt, wenn man in der

23 In den neoklassischen Modellen der Ökonomik werden, trotz einer vielfältigen Kritik in den 1960er Jahren – „Cambridge-Kontroverse in der Kapitaltheorie" (vgl. Harcourt 1972) –, immer noch Formeln für die Produktion vom Typus: Y = F(A, K, B) verwendet, wobei Y = Bruttoproduktion, A = Arbeit, K = Kapital und B = Boden. Man behandelt in Modellen Y, A, K und B als *skalare* Variablen, maximiert und differenziert, als handle es sich um vier Natursubstanzen und deren mechanische Eigenschaften. Y, A, K, und B sind aber nicht einfach Aggregate, sondern *durch das Geld* vermittelte Bewertungen von höchst heterogenen Dingen und Tätigkeiten. Die soziale Dimension wird in diesen neoklassischen Modellen völlig eliminiert. Der Formelapparat erweist sich damit als implizite Ethik: Man behandelt Y, A, K und B als bloße Zahlen *gleich-gültig* und maßt sich auf der Grundlage solch wissenschaftlichen Unfugs sogar politische Ratschläge an. Eine Detailkritik hierzu findet sich in Brodbeck 2013 und in den Teilen 4 und 6 meiner „Herrschaft des Geldes".

Ökonomik davon spricht, dass das Geld die Funktion einer „Recheneinheit“ erfüllt. Nur ist zu sagen: Diese Funktion gibt es nicht schon vorher, vor dem Rechnen in Geld. Vielmehr ist die Geldverwendung notwendig der Vollzug einer *Rechnung*. Es mag ohne Geld früher schon einfache Formen des Zählens und Rechnens gegeben haben; historische, archäologische Indizien dafür gibt es zweifellos. Erst durch die Geldverwendung gibt es aber das *Rechnen an sich*, das Rechnen in einer *abstrakten Einheit*.

Genau genommen ist das ein sehr geheimnisvoller Vorgang. Wir benutzen wie selbstverständlich die natürlichen oder reellen Zahlen, um damit alles Mögliche zu berechnen. Dabei verwenden wir als Voraussetzung eine sehr abstrakte Einheit: die Einheit der Zahl, die *Eins*. Wir wissen zwar, dass Drei dreimal die Eins ist. Aber was die Eins eigentlich *ist*, das wissen wir nicht. Sie gilt als Konvention, als Gewohnheit, als Festlegung. Die Mengenlehre sagt, dass die Eins die Kardinalzahl aller Einsermengen (1 Tisch, 1 Person, 1 Planet, 1 Atom usw.) ist. Doch das ist offenkundig eine tautologische Definition. Zwar können wir die Einzigartigkeit eines Baumes oder eines Freundes unschwer erkennen. Aber dass unser Freund und der Baum Ausdruck *derselben* Einheit „1“ sein sollen, das ist ein eher absurder Gedanke.[24] Auch historisch ist dieser Gedanke erst auf sehr charakteristische Weise entstanden. Das Nachdenken über „*das* Eine“, Gott als „*der* Eine“, die Auslegung der Welt als eine Emanation *des* Einen – solche Spekulationen kamen auf, als sich mit der Münze die Geldverwendung ausbreitete. Das Geld ist *das Eine* für die vielen Waren und Modell für die Philosophie. Nur ein Beispiel: Heraklit führt im Fragment 90 alle Dinge auf die eine Weltsubstanz „Feuer“ zurück und sagt:

> „Wechselweise Verwandlung von Allem (panta) in das Feuer und des Feuers in Alles, so wie der Waren in Geld und des Geldes in Waren.“[25]

Worin liegt hier das Rätsel? Bei der Geldverwendung hantieren wir mit Münzen oder Scheinen (erst viel später direkt mit Rechnern = Computern). Wir *tun* das Rechnen, in schlechtem Deutsch gesagt. Und tatsächlich kann man historisch vermuten, dass das Herstellen einer Beziehung zwischen Rechen*einheit* (den Münzen) und Waren zunächst ein bloßes Tun war. Wie man bei einfachen Zählformen einen *Vergleich* herstellt – z.B. fünf Äpfel auf fünf Finger bezieht als praktisch vollzogene bijektive Abbildung –, so bezieht man Münzen auf Waren. Hierin steckt ein doppeltes Phänomen: Erstens müssen die Münzen (als Geld*einheiten*) aus gleichartigen Elementen bestehen, z.B. gleiches Gewicht besitzen beim selben Material mit gleicher Aufprägung; zweitens müssen die Waren, auf die man die Zahl der Münzen bezieht, *ihrerseits* gemessen oder gewogen werden. Im Preis, in der Herstellung der Wertrelation, verbirgt sich also implizit ein Messvorgang. Das Rechnen in Geld, das Beziehen von Geld*einheiten* auf Waren*einheiten* ist ein ursprünglicher, elementarer Messvorgang. Zwar gibt es auch

24 Dass dies auch für die Mathematik, genauer die Arithmetik und ihre logische Begründung zutrifft, dass auch Mathematiker hier vor einem Rätsel stehen, wird selten bemerkt; vgl. ausführliche Nachweise in Brodbeck 2016.

25 Zahlreiche weitere Hinweise dazu finden sich in dem Buch von Seaford 2004. Vgl. auch meine „Herrschaft des Geldes“, Kapitel 5.2.2 und weitere Texte im Literaturverzeichnis.

außerhalb der Geldwirtschaft Messvorgänge: Man misst eine Distanz durch Schritte („Fuß“); die Länge eines Dings durch den Arm („Elle“), das Gewicht einer Sache durch Vergleichsmaße („Aufwiegen in Körpergewicht“, wovon Mythen erzählen). Doch hierbei ist charakteristisch, dass je nach beobachtetem Bereich die Maße verschieden sind. Es gibt hierbei ursprünglich keine Abstraktion „Zahlenwert“, sondern nur konkrete Maße durch Vergleich: Peter ist größer als Paul, aber leichter; hier wäre „Paul“ die Maßeinheit für Peters Größe und Gewicht. Dass man alle Dinge in *einer* abstrakten Einheit misst – was in unserem alltäglichen Rechnen *selbstverständlich* scheint –, das muss sich einem anderen Phänomen verdanken, einem Phänomen, worin *alle Dinge* mit demselben Maß gemessen werden. Eben dies tun wir alltäglich in der Geldrechnung. Das Geld ist die leere Abstraktion einer Eins im Rechnen. Diese Abstraktion ist ebenso leer wie illusionär. Denn, wie sich gezeigt hat, die „Substanz“ des Geldes ist der allgemeine Glaube an seinen Wert, der gerade erst diesen Wert zirkulär hervorbringt. Das Phänomen „Geld“ offenbart also die Denkform einer leeren, abstrakten Einheit, der leeren „1“ unserer Rechensysteme.

Es gibt neben der „1“ noch eine zweite elementare Zahl: Die Null. Auf den in Indien heute noch gelegentlich gebräuchlichen Rechenbrettern gab es eine leere Stelle, *sunya* genannt – ein Wort, das im Buddhismus als „Leerheit“ (*śūnyatā*) eine große Bedeutung erlangt hat. Diese Leerstelle wurde zum Begriff für die Null, historisch von arabischen Kaufleuten in den Westen gebracht. Sie nannten die Null *asifr*, woraus sich unsere „Ziffer“, „Zero“ und „Chiffre“ ableiten. Was ist eine Null? Eine Null ist der Platzhalter für den *Stellenwert* einer Zahl, also einer vielfachen Einheit. Die Null hat, anders als die Eins der Recheneinheit, keine praktische Entsprechung im kaufmännischen Alltag. An der Null wird erkennbar, dass das Rechnen mehr ist als nur ein Hantieren, ein Vertauschen von Waren und Münzen. Dieselbe Zahl, z.B. die „3“, erhält durch die Null einen höheren sozialen Stellenwert, einen höheren Rang: 30, 300, 3000 usw. Warum ist es möglich, dass ein „Nichts“ wie die Null Werte vermehrt? Das ist phänomenologisch nur möglich, weil die Einheit (die Eins) aller Rechnungen selbst leer, nämlich eine soziale Illusion ist. Wenn man „Nichts“ (Null) als Zahl begreift und zu „Etwas“ (Ziffer) hinzufügt, dann bleibt der Zahlenwert unverändert (algebraisch z.B.: 3 + 0 = 3). Die Null *vervielfältigt* also nur die in der Einheit der Rechnung gegebene soziale Illusion und räumt einer Ziffer einen höheren Rang in der Geltung ein.

Was sich hier mathematisch ausdrückt, hat sich in der Geldrechnung je schon mitvollzogen. Das Geld offenbart die in der Mathematik entdeckten Strukturen als soziale Institution. Das Verhältnis ist keines der Kausalität, sondern eines der inneren Verwandtschaft: Geld kann sich nur als Geldökonomie entfalten, wenn sich mit und an ihm rechnendes, mathematisches Denken vollzieht. Und das rechnende Denken entfaltet sich wiederum mit der Geldverwendung.[26] Wie im Geld je schon sein Anerkanntsein mitvollzogen ist, so ist mit seiner Verwendung auch das Rechnen je schon notwendig mitvollzogen. Wenn man das Tun des Rechnens in der

26 Vgl. zu dieser inneren Verwandtschaft Ruegg 1978 und Brodbeck 2016.

sozialen Handlung von diesem Vorgang in der Vorstellung trennt, so erscheinen die Objekte – die Zahlen – als Wesen ohne je eigene Bedeutung. Sie entfalten ihre Struktur nur in Relationen. Diese innere Verwandtschaft mit dem Geld zeigt sich mathematisch in den undefinierbaren Größen der Einheit der Rechnung (die Eins) und der Null. Auch in der mathematischen Gleichung wird ein Gleichsetzen vorausgesetzt, dessen Sinn mathematisch leer bleibt, in der Geldform aber als *Gleich-Geltung* aller Dinge im Geld seinen Sinn offenbart. Die Zahlen können als reine Relationen ohne Inhalt gedacht werden, wie auch das Geld keinen physischen Inhalt hat, sondern eine kollektive Illusion bedeutet. Ich breche diesen Exkurs, den Blick auf die mit der Geldrechnung gleichursprünglich konstituierte rechnende Denkform hier ab.[27]

Was geschieht nun, wenn wir alltäglich Dinge auf die Geldeinheiten beziehen und ein Maßverhältnis herstellen[28], wenn wir also in Geld *rechnen*? Das Rechnen ist etwas, das sich in der Sprache vollzieht durch Zahlwörter, auf Papier durch Zahlen, die ursprünglich fast immer Buchstaben waren; Geld und Schrift haben vermutlich historisch denselben Ursprung.[29] Das Rechnen ist also ein *Teil* unserer Sprache, damit ein Teil der in der Sprache jeweils hergestellten Formen des Zusammenlebens, der Vergesellschaftung. Wir können gemeinsam in der Sprache Handlungen planen, Befehle geben, Aussagen machen (auch lügen), Gebete sprechen usw. Diese Formen der Vergesellschaftung fasse ich, weil sie an der Sprache, dem Sprechen – griechisch *logos* – festzumachen sind, als Vernunftform im Begriff „Logos“ zusammen. Das Wort „Vernunft“ kommt von vernehmen; gemeint ist einfach, dass wir beim Nachdenken innerlich sprechen und uns zugleich dabei zuhören, unser inneres Sprechen also *vernehmen* = Vernunft. Der Geldverkehr bringt hier ein spezifisch neues Element in die Vernunft, das die Römer *ratio* (= kaufmännische Rechnung) nannten. Daraus wurde in der Moderne das Wort Ratio (= Rationalität) allgemein für Vernunft. Tatsächlich handelt es sich aber bei der Ratio um eine ganz andere Vernunftform als beim Logos.[30] Die Ratio ist ein abstraktes *Rechnen*, ein *berechnendes Denken*.

Darin können wir vieles wiedererkennen, was die Moderne charakterisiert. Das Geld ist von den Waren als Wertsphäre getrennt. Als Einheit der Rechnung, als Eins, *verbirgt* die Geldrechnung jenen sozialen Zusammenhalt, der den Austausch zwischen Arbeits- und Bedürfnisteilung gleichwohl herstellt. In dieser rechnenden Ablösung vollzieht das Geld als Denkform zugleich eine Trennung von allen natürlichen Eigenschaften. Sich auf diese Rechnung zu stützen, rechnend zu denken und daraus seine *Subjektivität* zu begreifen, verwandelt das Selbst in ein

27 Mehr dazu findet sich im Teil 5 meiner „Herrschaft des Geldes“ und ausführlich in Brodbeck 2016.

28 … oder voraussetzen: Die Maßsysteme, Gewichte usw. sind historisch durchaus gleichzeitig mit der Entwicklung der Märkte und der Geldverwendung entstanden. „Die Herrschaft des Geldes wird von den Dingen damit beantwortet, dass sie uns nur noch ihr quantitatives ‚Gesicht’ zukehren“, Liebrucks 1970, 182.

29 Die ärchäologischen Funde und ihre Deutung durch Schmandt-Besserat 1992 legen das nahe.

30 Unterscheidet man nicht den Logos von der Ratio, so gerät man in unauflösbare Zirkel oder Widersprüche bei der Gelderklärung: „(B)eim Geldproblem taucht dem ehrlichen Denker zuweilen der Verdacht auf, dass die Vernunft mit sich in Widerspruch gerate.“ Moll, 28. Es ist mehr als ein Verdacht, wie sich zeigen wird.

von allen natürlichen Eigenschaften getrenntes Wesen: Ein isoliertes Ego, jenes *ego cogito*, das René Descartes in seiner Philosophie beschrieben und damit die Grundlage der Moderne auf den Begriff gebracht hat. Der *Logos* verbindet; er ist am Gespräch der Gemeinschaft, am Diskurs orientiert und hat seine Wahrheit im Du und im Wir. Der rechnende Ort der Ratio bewegt sich dagegen in der Geld*einheit*, die sich von allem anderen trennt und sich auf Gegenstände nur aus und in der Rechen*einheit* bezieht. In Geld rechnend ist das Subjekt damit ein von allen anderen Menschen und der Natur getrenntes *Ego*, ein rationaler Egoist.

So, wie wir bei Kauf und Verkauf, beim Kredit und ökonomischen Bewertungen rechnen und damit in der menschlichen Gesellschaft immer mehr auch unsere Beziehungen über das Geld abwickeln, ebenso hat sich *innerlich*, im Denken der Subjekte, immer mehr das rechnende Denken dem rein kommunikativ-sprachlichen Denken *überlagert*. Ich nenne diese Subjektform, die dominiert wird durch das aus der Geldverwendung herkommende rechnende Denken, das *Geldsubjekt*. Es ist das Subjekt der Moderne: Nüchtern, rational, berechnend, egoistisch auf den eigenen Nutzen bedacht, im gegenseitigen Verkehr emotionslos und sachlich, jeder Metaphysik oder Religion gegenüber skeptisch: Kurz, ein *aufgeklärtes Subjekt*. Auch die innere Organisation des Menschen wird dadurch affiziert. Wer „rational" ist, der ist selbstbeherrscht, orientiert sich an nützlichen Handlungen, Gedanken und Dingen – kurz, er ist auch sich selbst gegenüber berechnend.[31]

Gegen diese Eroberung der Innenwelt durch die Zahl, die aus dem Geldverkehr stammt, wendet sich *natürlich* ein anderes inneres Wesen: Die Leidenschaften, die Triebe, die Gefühle, das sog. „Unbewusste" (die nicht bewusst kontrollierten Gewohnheiten).

> „Denn die Zahl ist eben die gänzlich ruhende, tote und gleichgültige Bestimmtheit, an welcher alle Bewegung und Beziehung erloschen ist und welche die Brücke zu dem Lebendigen der Triebe, der Lebensart und dem sonstigen sinnlichen Dasein abgebrochen hat." (Hegel WW 3, 217)

Die Innenwelt lässt sich nicht so einfach unterordnen unter die berechnende Logik der Ratio. Die Anpassung an die Geldökonomie, in der Erziehung vollzogen, ist nicht nur ein aufklärender, sondern auch ein disziplinierender Akt, der die Subsumtion der Gesellschaft unter die Geldrechnung *in* den Menschen herstellt. Es zeigt sich *im Innern der Menschen der Moderne*, in ihrer Psyche, dieselbe Struktur, wie in der Gesellschaft: Auch gegen den Versuch einer völligen Verdinglichung der Menschen in der Arbeit, ihrer Unterjochung, Ausbeutung und Funktionalisierung erhob und erhebt sich Widerstand. Was in der Arbeiterbewegung, in sozialen Aufständen als Widerstand gegen die Herrschaft der Geldrechnung in Unternehmen und in der Gesellschaft erkennbar wird, dem entspricht innerlich das, was die Psychoanalyse von Freud das Über-Ich nannte. Über unsere Triebe herrscht eine soziale Norm. Sigmund Freud brachte dies mit der traditionellen Familienstruktur in Beziehung:

31 Georg Simmel 1977 hat zahlreiche weitere Aspekte der Geldverwendung als deren *Wirkung* beschrieben. Seine Hinweise sind wertvoll, auch wenn er nicht klar unterscheidet zwischen jenen Aspekten, die den *Begriff des Geldes*, damit dessen *Sein* ausmachen, und jenen, die sich als Wirkungen der Geldverwendung empirisch erst ergeben.

Der Vater, der das Geld verdient, herrscht auch in der Familie. Wir können seinen Gedanken aber unschwer an uns selbst bei der Geldverwendung beobachten: Wir subsumieren viele unserer Leidenschaften, Hoffnungen, Wünsche dem wirtschaftlich „Notwendigen"; wir suchen in einer Geldökonomie primär das Geldeinkommen. Dass darin sich dann allerlei neurotische Form zeigen – nachdrücklich bei jenen, die den Umgang mit Geld zu ihrem Lebensinhalt gemacht haben (Manager)[32] –, ist ebenso offensichtlich, in zahllosen Filmen bebildert und ein einfacher Folgesatz aus der Subsumtion unter das Geld.

Hier kommt ein zweites Moment hinzu. Das Geld ist nicht nur abstrakte Einheit einer *Rechnung*. Geld wird immer wieder ausgegeben; nur in seiner Bewegung liegt seine Funktion.

> „Geld ist eine Sache, deren Gebrauch nur dadurch möglich ist, daß man sie *veräußert*." (Kant 1968, 286)

Dieses Phänomen möchte ich noch etwas genauer betrachten. Die Anerkennung der Rechnungseinheit, das Rechnen in Geld sind grundlegende, keineswegs aber erschöpfende Eigenschaften, die bei der Geldverwendung zu beobachten sind. Blicken wir auf einen einfachen Kauf- oder Verkaufsakt. Es treten sich – ein wenig idealisiert gesprochen – zwei Menschen mit je einer Ware und mit einer bestimmten Geldsumme gegenüber. In diesem Kaufakt begegnen sich die Menschen allerdings auf sehr spezifische Weise. Es wurde schon deutlich, dass man sich zueinander *berechnend* verhält und auch vom je anderen erwartet, dass er „berechenbar" ist. Das Schlagwort der Aufklärung für diese berechnende Haltung im Unterschied zu menschlichen Leidenschaften war das *Interesse*.[33] Zwar ist ein Kaufakt eingebettet in andere soziale Beziehungen. Es begegnen sich zwei Menschen, sie sprechen miteinander, hegen vielleicht zueinander außerhalb des Kaufaktes bestimmte Gefühle (Sympathie, Abneigung, Gleichgültigkeit). Doch all diese Momente sind für die Geldverwendung nicht entscheidend. Ein freundliches Auftreten des Verkäufers mag den Verkaufserfolg begünstigen. Der Kaufakt selbst hängt aber nicht ab von dieser Freundlichkeit, sondern besitzt seine ganz eigene Struktur, gleichgültig, unter welchen psychologisch zu beschreibenden Umständen er zustande kam. Beide Partner beim Kaufakt müssen sich wechselseitig auf *ganz bestimmte Weise* anerkennen. Sie anerkennen, dass der je andere im Besitz einer Ware oder von Geld ist.

Kurz: Sie anerkennen sich wechselseitig als *Eigentümer*. Eigentum ist ein von den je anderen anerkannter Besitz. Rechtliche Regelungen gründen darauf, bringen aber diese Anerkennung nicht hervor. Allerdings kann das Eigentumsrecht *geschützt* werden durch eine übergeordnete staatliche Gewalt. Genau das geschieht, ist

32 Vgl. als nur ein Beispiel: Birger Nicolai 2018, der den Psychiater Christian Peter Dogs mit den Worten zitiert: „Manager sind häufig emotionale Krüppel" und ergänzt, Manager sind „Opfer ihrer Gier nach Macht und Anerkennung" – eine schlichte Übersetzung von „Geldgier".

33 Vgl. Hirschmann 1987; Brodbeck 2003, 65ff. Das ist auch der einfache Sinn des berühmten „Bäcker-Zitats" von Adam Smith: „Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers und Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, dass sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschen- sondern an ihre Eigenliebe, und wir erwähnen nicht die eigenen Bedürfnisse, sondern sprechen von ihrem Vorteil." (Smith 1978, 17).

allerdings im alltäglichen Geldverkehr *selbstverständlich* geworden. Wir anerkennen beim Kaufakt den anderen jeweils als Eigentümer, und wir anerkennen damit auch alle Institutionen, die das Eigentum schützen (durch Recht, staatliche Gewalt, Gerichte). Mit jedem Kaufakt stimmen wir also nicht nur zu, *dass* wir das Geld als Rechnungseinheit, als Form des ökonomischen Verkehrs anerkennen. Wir stimmen auch gleichzeitig über das Gelten des Eigentumsrechtes ab, das für die vielen Kaufakte und die Geldverwendung vorausgesetzt ist. Zwar mag der Dieb – ob als Kleinganove im Kaufhaus oder im Nadelstreifen auf großer Stufenleiter an den Finanzmärkten (versteckt hinter undurchsichtigen Transaktionen) – das Eigentum anderer nicht anerkennen und der Nötigung durch staatliche Normen auszuweichen versuchen: Sein Diebstahl verrät umso mehr seine Wertschätzung des Geldes, also die Teilhabe an der gemeinsamen Reproduktion von dessen Geltung.

Hier ist schon im einfachen Kaufakt allerdings etwas Merkwürdiges zu beobachten. Kauf und Verkauf bestehen gerade darin, dass durch die Geldverwendung ein *Wechsel* des Eigentums stattfindet: Der Käufer möchte Eigentümer der Ware, der Verkäufer Eigentümer von Geld *werden*. Die Geldverwendung, der Markt, ist also ein unaufhörlicher Prozess des Eigentumswechsels. Da Übergabe der Waren und Zahlung zeitlich auch auseinander fallen können, lässt sich hier noch mehr beobachten. Wer eine Ware erhält, ohne sofort zu bezahlen, der geht ein *Schuldverhältnis* ein. Ein Schuldverhältnis wird wieder aufgelöst durch die *Zahlung*. Wenn man deshalb das Geld auch als *Zahlungsmittel* beschreibt, dann meint man damit eine die Schuld wieder aufhebende Funktion. Meist sind die alltäglichen Schuldverhältnisse nur sehr kurzfristig – z.B. nur für die Dauer des Weges mit dem Einkaufswagen vom Regal bis zur Ladenkasse. Gleichwohl: Schuldverhältnisse gehören *untrennbar* zu Geldverwendung, zum *Begriff des Geldes*, wie er hier durch eine phänomenologische Analyse aufgedeckt wird. Durch verschiedene Geldformen können diese Schuldverhältnisse allerdings auch zeitlich weit auseinander fallen. Die gebräuchliche Geldform – das Giralgeld durch ein Konto auf der Bank – erlaubt (in Grenzen) kurzfristige Schuldverhältnisse auszudehnen. Das ist der *Kredit*. Wer vorläufig auf eine Zahlung verzichtet und einen Zahlungsaufschub gewährt, der gewährt einen Kredit.

7. Kleiner Exkurs: „Schuldverhältnisse“

Es gibt einige Geldtheoretiker – populär ist in jüngerer Zeit vor allem David Graeber (2011), der Ansätze seines Lehrers Michael Hudson (2002) vertiefte, die auch Stephan Zarlenga (2002) übernommen hat –, die Schuldverhältnisse als *ursprünglich* betrachten und versuchen, aus Schuldverhältnissen das Geld abzuleiten. Man kann die Begleichung von Schulden auch mit einem „Opfer“ in Beziehung setzten. Bernhard Laum (1924) hatte gezeigt, dass tatsächlich historisch eine Vorform der Münze im Opferkult als Sühnegabe zu suchen ist; Richard Seaford (2004, 102ff), untersuchte das anhand von Pfeilspitzen für Bratspieße bei Opfergaben, Vorformen der Münzen. „Die Opfer sind im Gelde geronnen“, vermutete auch Bruno Liebrucks (1970, 178). Der historische Zusammenhang, den Laum „Heiliges Geld“ nannte, ist unbestritten. Macht man aus diesem Zusammenhang allerdings eine Verursachung, behauptet also eine historische Kausalität von Schuld und Geld in einer Schuld-Theorie des Geldes, so wird übersehen, dass Schuldverhältnisse *unaufhörlich* aus dem Kauf und Verkauf neu hervorgehen und so zum Geldbegriff selbst gehören, darin aber aus diesem erst phänomenologisch zu erschließen sind. Jemand eine Gefälligkeit zu „schulden“ ist etwas ganz anderes als ein abstrakter Schuldbegriff, gar als Sünde religiös übersetzt, deren Buße man einer Abstraktion (einem Gott) schuldet. Es geht hier – in einer Phänomenologie des Geldes – nicht um eine kausale Verrechnung von Phänomenen, sondern um die Einsicht in die erscheinende Struktur der Geldverwendung.

Hier zeigt sich aber, dass „Schuld“ und „Zahlung“ im Geldverkehr untrennbare Momente des Phänomens selbst sind. Falls man frühere historische Formen als „Schuldverhältnisse“ *vor dem und unabhängig vom Geldverkehr* bezeichnet, so haben diese einen völlig anderen Sinn und können damit die Bedeutung des Geldes *als Geld* nicht erklären. Sind es aber prämonetäre Schuldformen, so setzen sie trivialerweise den Begriff des Geldes zirkulär voraus und können ihn wiederum nicht erklären. Es ist umgekehrt: Nur wenn man die im Geldverkehr entstehenden Schuldverhältnisse verstanden hat, kann man *Vorformen* historisch erkennen und identifizieren. Hudson, Graeber und Zarlenga betonen, das Neue an ihren Schuld-Theorien sei vor allem die Einsicht, dass das Geld nicht aus dem Tausch entstanden sein kann, wie Adam Smith glaubte. Doch diese richtige Einsicht ist wiederum nicht neu;

> „Geld entsteht nicht im wirtschaftlichen Verkehr“, (Gerloff 1947, 202).

Historische Belege deuten auf mehrfache Weise darauf hin, „dass Geld gerade *nicht* aus dem Tausch entstanden ist.“[34]

34 Brodbeck 1996, 202f. Ich habe übrigens für mein zitiertes Argument auf dieselben Quellen verwiesen, die auch Hudson und Graeber später als Beleg verwendet haben.

Diese genannten Phänomene des Geldverkehrs – normierte Eigentumsrechte, Schuldverhältnisse, Kredit – werden in seinen Grundstrukturen ganz alltäglich immer wieder neu reproduziert, und es werden die gesellschaftlichen Institutionen, die dies organisieren, auch immer wieder bestätigt. Wer kauft oder verkauft, der vollzieht performativ immer wieder einen Akt der Zustimmung zu all den die Geldverwendung umgebenden gesellschaftlichen Formen. Und diese Formen hängen unmittelbar selbst an der Geldverwendung. Sie kommen nicht von außen hinzu oder entstammen historisch von früheren Nicht-Geldformen ab.

8. Marktzutrittsschranke

Im Kaufen und Verkaufen gehen wir also unentwegt (wie kurzfristig auch immer) *Schuldverhältnisse* ein, handeln indirekt mit Eigentumsrechten und anerkennen in all dem das Gelten des Geldes als jenes Medium, das unsere Handlungen *ökonomisch* miteinander verbindet, unsere gegenseitige Abhängigkeit als einen endlosen Prozess vermittelt. Diese *innere Dynamik* der Geldökonomie wirbelt die Eigentums- und Schuldverhältnisse durcheinander, weil jeder Kaufakt zugleich ein Verlust von Geld und ein Gewinn von Produkten (Waren, Dienstleistungen) oder formalen Titeln (Rechte, Anteile, Aktien, Bonds etc.) ist – während umgekehrt der Verkäufer seiner Waren verlustig geht; worüber er aber nicht traurig ist, weil er die Produkte ja für den Verkauf produziert, eingekauft oder (bei Papieren) emittiert hat. Das auffallende Phänomen hierbei ist also, dass die Geldverwendung unaufhörlich eine partielle Geldlosigkeit hervorbringt. Man kann Geld nur *verwenden*, wenn man es ausgibt. Und wer Geld ausgibt, hat hinterher trivialerweise *weniger* Geld oder gar keines mehr, wie ein Taglöhner nach seinem täglichen Einkauf.

Was wie eine Trivialität klingt, ist in Wahrheit ein bedenkenswertes Phänomen: Wir alle können *und dürfen* (rechtlich legal) nur auf den Märkten mitspielen, wenn wir zu diesem Spiel eine *Eintrittskarte* besitzen: das Geld. Die Metapher des Spiels wird gerne von Ökonomen verwendet; doch sie vergessen dabei regelmäßig genau diesen Aspekt. Die Geldverwendung *vergesellschaftet* die Menschen, bindet die Arbeits- und Bedürfnisteilung auf eine sehr spezifische – monetäre – Weise zusammen, vermittelt höchst unterschiedliche Lebens- und Erfahrungswelten der Produktion und des Konsums. Doch diese *Innenwelt* der Vermittlung, die Teilnahme an der Geldökonomie, an den Märkten setzt immer schon voraus, über Geld als Eigentümer zu verfügen. Der Schutz des Eigentums auch im privaten Bereich – nicht nur durch eine staatliche Ordnungsmacht – durch Ausschluss (Zäune, Gebäude, Schlösser, Passwörter usw.) offenbart ganz alltäglich diese ausgrenzende Funktion der Geldverwendung in den darin sichtbaren, je anerkannten oder zur Anerkennung nötigenden Eigentumsgrenzen.

Wie gelangt man – rechtens – an Geld? Für die große Masse der Marktteilnehmer gilt: Nur durch den Verkauf eines Produkts, einer Ware. Man muss also stets symmetrisch einen Käufer für seine Ware finden, um an einer Geldökonomie teilnehmen zu können. Der großen Mehrzahl der Menschen auf unserem Planeten, der vom Geld regiert wird, gelingt dies nur durch den Verkauf einer *Dienstleistung* oder der *Arbeitskraft*. Kurz erläutert: Was ist der Unterschied? Eine Dienstleistung ist, wie der Name sagt, eine ganz bestimmte zu erbringende Leistung (Putzen, Lieferservice, Zahnbehandlung, Beratung usw.). Wer sie erbringt, gilt formal als Unternehmer. Es wird nur die vordefinierte Leistung gekauft. Wer seine Arbeitskraft verkauft, der überlässt die spezifische Nutzung dem Käufer. Das Unternehmen definiert, welche Leistung zu erbringen ist: den Inhalt der Tätigkeit und den zeitlichen Rahmen. In Differenz zur Sklaverei geht aber nur die erbrachte Leistung, nicht die arbeitende Person in das Eigentum dessen über, der den Lohn für die Arbeitskraft bezahlt. Die Freiheit, die eigene Arbeitskraft an andere Unternehmen verkaufen zu können, bleibt im Prinzip gewahrt. Diese Freiheit wird allerdings dann zur ideologischen Phrase, wenn bei hoher Arbeitslosigkeit gar keine Alternativen bestehen oder in Krisen und bei Unterentwicklung überhaupt keine Jobs angeboten werden, die Marktzutrittsschranke also unerbittlich vom „Reichtum der Nationen“ ausschließt.

Andere Marktteilnehmer erzeugen verkörperte Produkte – vom Kleinunternehmer bis zu großen, globalen Konzernen – und suchen dafür auf den Märkten Käufer. Man erhält also nur Zutritt zum Markt, wenn man *entweder* unmittelbar bereits über Geld verfügt oder jemand auf dem Markt findet, der Geld für eine angebotene Ware (z.B. die Arbeitskraft oder Dienstleistung) bezahlt. Die *eigentliche* Hürde hierbei ist immer der Geldbesitz. Wer keinen Käufer für sein Angebot findet, der steht ohne Geld da. Ihm wird der Marktzutritt verweigert. Geld ist keineswegs nur ein klug erdachtes Mittel, in dem wir unsere Leistungen und Bedürfnisse aneinander rechnen. Geld ist eine *Marktzutrittsschranke*. Das gilt zunächst nur für die Gesamtheit aller Marktteilnehmer. Einzelne können diese Schranke durch die Hilfe anderer überwinden. Dies geschieht durch ein Geldgeschenk oder einen Kredit – doch ein Kreditgeber findet sich auch nur längerfristig, wenn erneuter Gelderwerb des Kreditnehmers in Aussicht steht. Der vom Neoliberalismus mehr und mehr geschleifte Sozialstaat hat die Marktzutrittsschranke für Arme, Alte, Behinderte oder temporär für Arbeitslose neu errichtet oder „höher“ gezogen durch die „Deregulierung“ staatlicher Leistungen, die jenen, die ausgeschlossen bleiben, den Marktzutritt ermöglichen sollten. Doch auch diese staatlichen Leistungen müssen ihrerseits durch Steuern, also durch je andere Marktteilnehmer finanziert werden. Ein weiterer Weg, die Marktzutrittsschranke temporär aufzuheben, ist die Ersparnis. Wer weniger Geld ausgibt als er aktuell benötigt, der kann auf vielfältige – hier nicht zu diskutierende – Weise sparen. Für die Summierung vieler Jahre macht sich dann individuell gleichwohl die Marktzutrittsschranke geltend. Das wird sehr fühlbar, wenn das Ersparte im Alter bzw. die vom Staat vollzogene Umverteilung im Rentensystem eher karge Resultate ergibt.

In der Gegenwart wird die Marktzutrittsschranke für die Gesamtheit der Wirtschaft allerdings scheinbar temporär doch aufgehoben: Für die Banken und die Finanzmärkte. Der Grund liegt in der allgemeinen Anerkennung der Funktion von Zentralbanken, die sowohl das Banksystem wie den Staatshaushalt – nicht aber die privaten Konsumenten – durch „Geldschöpfung" reichlich mit Liquidität versorgen (*fiat money*). Möglich ist das nur, wenn das Geld gleichwohl allgemein weiter anerkannt bleibt als grundlegende Rechnungsbasis. Das ist bei abgeleiteten Geldformen – wie Wertpapieren oder Finanztiteln in allen Varianten – stets nur temporär der Fall. Jedem, wie immer vermeintlich lang andauernden Kursanstieg von Aktien oder Bonds folgt irgendwann der Vertrauensverlust, der diese Finanztitel dann in einem Crash als abgeleitete, illusionäre Geldformen erweist: Das Vertrauen der Anleger schwindet – oft ohne erkennbaren Grund – und die inzwischen von Computerprogrammen übernommenen großen Käufe und Verkäufe (Robotrading oder Algotrading) multiplizieren dann diesen Vertrauensverlust. Solch ein Einbruch des Vertrauens kann dann bis zur grundlegenden Rechnungseinheit – dem eigentlichen Geld – „durchschlagen", wenn die Zentralbanken Geld „drucken" und dem Staat oder dem Banksystem, damit indirekt den Spekulanten an den Finanzmärkten, fast kostenlos zur Verfügung stellen. Der Versuch, die Marktzutrittsschranke für die gesamte Wirtschaft dauerhaft aufzuheben, mündete historisch und in vielen Ländern mehrfach in einem Zusammenbruch der Währungen selbst. Das ist nur ein anderer Ausdruck für den Entzug des Vertrauens in die verwendete Geldform. Derartige Ereignisse sind gleichsam der „empirische Beleg" für den Gedanken, dass die Substanz des Geldes das kollektive (wiewohl illusionäre und zirkuläre) Vertrauen in seinen Wert ist. Ein „objektiv" begründeter Wert, eine „Wertsubstanz" könnte nicht aufgrund einer Börsenpanik oder einer staatlichen Druckerpresse sich in „Luft" auflösen. Das beobachtbare Geld in seinen wie immer abgeleiteten Formen als Finanztitel oder Wertpapier zeigt aber oftmals exakt dies: Werte lösen sich über Nacht auf und werden Null. Diese Phänomene machen es erforderlich, den Kredit noch etwas genauer zu betrachten.

9. Kredit und die Fiktion einer Geldmenge

Aus der beschriebenen alltäglichen Dynamik der Geldverwendung ergibt sich für die beteiligten Geldsubjekte eine grundlegende, für Geldökonomien charakteristische Motivation: *Das Streben nach Geld*. Geld als Rechnungseinheit hat keinen Nutzen. Wir benötigen Geld zur Marktteilnahme. Aus der endlosen Vergänglichkeit des Geldbesitzes durch die Anwendung von Geld (wir geben es aus) erwächst ebenso endlos das erneute *Streben nach Geld*. Das Streben nach Geld ist nur die Kehrseite der Dynamik der Geldverwendung, nicht etwas, das äußerlich hinzukommt. Es gehört notwendig zur Geldverwendung.

Diese aus der Tatsache, dass Geld eine Marktzutrittsschranke ist, alltäglich neu erwachsende Motivation des Strebens nach Geld, differenziert sich allerdings wiederum in einige Formen, die ihrerseits auch aus dem Geldverkehr erwachsen. Die größte Sicherheit, tatsächlich jederzeit Marktzutritt zu erlangen, ist ein hoher Geldbesitz. Der Geizhals aber, der aus Angst, sein Geld zu verlieren, das Geld *hortet*, fällt aus dem Geldverkehr, dem Kreislauf aus Waren und Geld heraus. Er entzieht den Märkten das Geld. Zwar ist sein Motiv letztlich auch aus dem Geldverkehr hervorgegangen; doch er versucht den Verlust von Geld beim Einkauf dadurch zu vermeiden, dass er die Marktteilnahme verweigert und gleichsam auf einem wachsenden Geldbesitz sitzend „hungert". Keynes nannte die Neigung, Geld zu horten, „*Liquiditätspräferenz*", die er allgemein auf „Ungewissheit" zurückführt.[35] Das Motiv dafür ist die Angst vor der Zukunft, d.h. die Angst, künftig aus Geldmangel keinen Zutritt zu den Märkten zu erhalten, die Sorge, auch künftig zahlungsfähig zu bleiben. Letztlich sind Geldhorte also das Resultat einer Motivation der Angst, die wiederum aus der Tatsache hervorgeht, dass Geld eine Marktzutrittsschranke ist. Das massenhafte Horten von Geld hebt die Funktion der Märkte partiell auf. Es wird dadurch immer schwieriger, Käufer zu finden, wodurch die Marktzutrittsschranke tendenziell höher wird. Das Bilden von Geldhorten lässt sich also unschwer als ein weiterer Grund für Wirtschaftskrisen erkennen. Silvio Gesell hat – unabhängig von und vor Keynes – diesen Aspekt besonders betont und eine heute immer noch diskutierte Lösung vorgeschlagen, wie man das Horten von Geld vermeiden könne. Im Kern beruht seine Idee darauf, das Horten mit einer Gebühr zu belasten („Schwundgeld"). Ich möchte auf diese Idee hier nicht eingehen und erwähne sie aufgrund ihrer Popularität bei „alternativen" Geldtheoretikern, um an den phänomenologisch ausweisbaren Kern von Gesells Überlegung zu erinnern. Es geht mir hier nicht um Geldreform, sondern um Geld*erkenntnis*.

Das Horten von Geld aus Angst ist gleichsam das pervertierte Streben nach Geldbesitz, wie es aus dem Geldverkehr alltäglich immer wieder neu hervorgeht. Das einfache Streben nach Geld, um Marktzutritt zu erhalten, ist noch keine pervertierte Geldgier. Um die Struktur der Geldgier aus dem Geldbegriff selbst zu verstehen, müssen wir nochmals auf die bei der Geld*verwendung* entstehenden Schuldverhältnisse blicken. Aristoteles hat diese Fragen in der „Nikomachischen Ethik" (5. Buch) und im ersten Buch seiner „Politik" wohl erstmals analysiert. Später hat Karl Marx diese Gedanken aufgegriffen und in eine formale Sprache übersetzt, die sich als sehr hilfreich für das Verständnis erweist.[36] Was hat Aristoteles – übersetzt in die Formelsprache von Marx – beobachtet bei der Geldverwendung? Man kann hier für Geldökonomien drei Formen erkennen, die gleichsam *implizit* in jedem Kaufakt enthalten sind. In den von Marx eingeführten Symbolen W für Waren, G für Geld; W' und G' bezeichnen jeweils andere Warenqualitäten oder Geldquantitäten. Es ergeben sich rein logisch bei den vier Einheiten W, W', G, G' vier

35 „There is, however, a necessary condition failing which the existence of a liquidity-preference for money as a means of holding wealth could not exist. This necessary condition is the existence of uncertainty", Keynes 1973, 168. Keynes betont, dass „Ungewissheit" nicht mit berechenbarem Risiko gleichzusetzen ist.

36 Vgl. hierzu Meikle 1994 für eine genauere Darstellung bei Aristoteles.

Formen. Die erste dieser Formen W – W‘ ist, nach den bisherigen vorgebrachten Argumenten, sinnlos. Aristoteles hat sie erwähnt, doch nur im Sinn eines Gütertausches Gut 1 getauscht gegen Gut 2, nicht als „Waren“-Tausch. Die Form W – W‘ ist kein *spezifisches* Phänomen, das Geldökonomien charakterisiert. Falls es in einer Geldökonomie zu naturalem Tausch von Waren kommt, so findet dieser *getrennt* von monetären Prozessen statt; die Waren hören dann auf „Waren“ zu sein und sind nur noch Güter. Oder es werden Waren nach ihrem Geldwert taxiert und fungieren in der konkreten Transaktion wie Geld. Der Tauschwert wird dann jeweils aus den zugehörigen Geldpreisen ermittelt, ist kein ursprüngliches Phänomen. Die These, dass sich *historisch* (methodisch als logische Relation reproduziert) aus der Form W-W’ das Geld entwickelt habe – Marx vertritt sie ebenso wie Menger –, hat sich bereits oben im Text als undenkbar erwiesen. Auch enthält der Begriff „Ware“ (W) die Geldverwendung, denn nur Waren haben Preise. Natural getauscht werden Güter, keine Waren. Es ist also ein Kategorienfehler, die naturale Form als W-W’ zu bezeichnen. Man projiziert (genau das war der Fehler bei Marx) die Geldverwendung schon auf den Naturaltausch..[37] Die für Geldökonomien verbleibenden Formen lauten:

W-G-W’ (Verkauf und Kauf)

G-W-G’ (kaufmännischer Handel)

G-G’ (Wucher, Kredit und Zins).

Diese drei Formeln sind kein konstruiertes Modell, sondern nur die abgekürzte Schreibweise für phänomenologisch, d.h. auch alltäglich erkennbare Verkettungen von Handlungen. Die Form W-G-W’ zerfällt in zwei Akte: Verkauf und Kauf. Ein einfacher Kaufakt ist aus der Warte des Warenbesitzer W → G: er gibt die Ware her und erhält Geld (eingebettet in all das, was oben skizziert wurde: performative Anerkennung der Geldeinheit, rechnendes Denken, Anerkennung der Eigentumsrechte etc.). Der Käufer vollzieht den symmetrischen Akt dazu: G → W. Nun funktioniert das Geld aber nur, wenn es wieder ausgegeben wird. Es kommt zu einer *Verkettung* der Kaufakte: W – G – W’ usw.

Im Kaufakt *implizit* ist die Entstehung eines Schuldverhältnisses. Ein Schuldverhältnis ist hier ein *unabgeschlossener* Verkaufs- oder Kaufakt. Die Ware W wird hergegeben: W →, doch die Gegenleistung G erfolgt erst später. Oder gar nicht: Dann verwandelt sich der Kauf in ein neues Rechtsverhältnis oder einen Rechtsstreit bei Zahlungsunfähigkeit. Es gibt auch das symmetrisch dazu erscheinende Schuldverhältnis: G →. Geld wurde gegeben, die Gegenleistung ist noch nicht erfolgt („Anzahlung“). Weil Kauf und Zahlung zeitlich immer wieder auch auseinander fallen, deshalb ist die Wertsumme aller Waren auf einem Markt nicht einfach einer bestimmten Geldsumme gleich. Erstens wird das Geld unterschiedlich

37 Marx charakterisiert die Form W – W‘ so: „x Ware A = y Ware B. Die einfache Warenform ist daher der Keim der Geldform.“ Marx MEW 23, 85. Der Begriff „Ware“ ist hier der erste, das „daher“ der zweite Denkfehler. Noch Simmel folgte dieser Linie wenn er sagt, „dass der Tausch selbst im Gelde Körper geworden ist.“ (Simmel 1977, 308).

schnell wieder ausgegeben. Es gibt immer *vorübergehende*, kleine oder größere Geldhorte. Zweitens bilden sich unaufhörlich neue Schuldverhältnisse. Wer ein Schuldverhältnis eingeht, wer also z.B. einem Käufer Zahlungsaufschub gewährt, der *gewährt Kredit*. Er *vertraut* (Lat. credere) dem Käufer und seiner späteren Zahlung. Weder die temporäre Bildung von Geldhorten, noch die Kreditvergabe lässt sich auf irgendeine Weise *mechanisch* beschreiben. Deshalb ist die *funktionierende* Geldmenge auf einem Markt nicht einfach durch Addition auf Konten zu erkennen. Die Geld-Menge ist gar nicht formal mit sich selbst identisch. Es handelt sich um eine lebendige Größe, die sich im Rhythmus menschlicher Handlungen von Kaufen, Verkaufen, Horten und durch den Kredit verändert. Dazu gleich noch mehr.

Der in der traditionellen Ökonomik verwendete, rein mechanische Begriff der „Umlaufgeschwindigkeit“[38] des Geldes kann all diese Phänomene nicht erfassen. Gewiss ist es richtig zu sagen, dass *von außen betrachtet* ein Geldstück mit einer bestimmten Häufigkeit weitergegeben wird. Nimmt diese Häufigkeit zu, dann steigt in diesem Sinn die „Umlaufgeschwindigkeit“. Doch diese Größe ist auf keine Weise gegeben. Wenn man die Umlaufgeschwindigkeit empirisch ermitteln möchte aus der Definitionsgleichung MV = PY (M = Geldmenge, V = Umlaufgeschwindigkeit, P = Deflator des BIP, Y = BIP), dann ist sowohl das nominale BIP = PY wie auch die Geld*menge* eine konstruierte Größe, keine mechanisch zu beschreibende, singuläre Tatsache, aus der man die (im Monetarismus als konstant unterstellte[39]) Umlaufgeschwindigkeit V = PY/M ermittelt werden könnte.[40] M ist ebenso wenig mit sich identisch, wie die Summe der Werte aller umlaufenden Güter nicht gegeben ist.

Zudem verliert auch der mechanische Begriff „Geschwindigkeit“ gänzlich seinen Sinn, wenn gar keine identifizierbare Entität – wie eine Münze – zur Geldrechnung verwendet wird, sondern nur noch Zahlen auf einem Computer, die unaufhörlich neu verbucht werden und deren Identität gar nicht identifizierbar oder zuzuordnen ist. Zwar kann man immer die Zahlen auf Konten (wie die Geldscheine) addieren, weil Geld jeweils in einer abstrakten Einheit gerechnet wird. Doch die Wirksamkeit solch einer Addition, d.h. die Funktion als Geld im Marktprozess, ist keineswegs eine begriffliche festzuhaltende Entität. Wo „ist“ und was ist das Geld bei einer Überweisung von einem Girokonto auf ein anderes? Identifizierbar sind nur noch die *Eigentumsrechte* an solchen Buchungsgrößen, auch der Zeitpunkt der Wirksamkeit eines Eigentumsrechts (beim Zahlungseingang). Diese Eigentumsrechte verändern sich weit weniger rasch als die unaufhörlichen Umbuchungen, die stets untrennbar mit Kreditprozessen verbunden sind (worin also Geld geschaffen und vernichtet wird), im Bank- und Finanzsystem. Wenn 1000 € von Konto A am 1.2.2018 nach Konto B überwiesen werden und am 4.2.2018 dort

38 Irving Fisher definiert: „the velocity of circulation, or rapidity of turnover, is simply the quotient obtained by dividing the total money payments for goods in the course of a year by the average amount of money in circulation by which those payments are effected.” Fisher 1922, 17.
39 „But the 'income-velocity of money' is, in itself, merely a name which explains nothing. There is no reason to expect that it will be constant.” Keynes 1973, 299; vgl. auch ebd, 304..
40 Vgl. Fisher 1922, 24.

als Gutschrift erscheinen, dann ist die Wirksamkeit der 1000 € in der Zwischenzeit, gar die isolierte Identität von 1000 € – für die Banken meist durchaus profitabel – völlig unkenntlich. Hier von *Umlaufgeschwindigkeit des Geldes* zu sprechen, verdeckt das Geldphänomen als bloß illusionäre Entität der Rechnung, der Eigentumsrechte zugeordnet werden.

In der traditionellen ökonomischen Theorie – um unsere Überlegungen direkt zu vergleichen – versucht man, der Geldmenge einen Geldwert der umlaufenden Güter gegenüberzustellen. Das kann etwa wie folgt formuliert werden: Sei x_i die Ware i, dann ist bei n Waren und mit p_i als dem jeweils zugehörigen Warenpreis – mit i = 1,…,n – die Wertsumme, der Geldwert G_w der Waren (= Transaktionsvolumen) in einem bestimmten Zeitintervall wie folgt zu definieren:

$$G_w = \sum_{i=1}^{n} p_i x_i .$$

Es wäre nun völlig sinnlos – obgleich der Monetarismus daraus eine verbreitete Theorie gemacht hat –, diese Summe der Warenwerte auf die Summe des umlaufenden Geldes kausal zu beziehen. Es gibt hier dagegen den Einwand von Keynes, dass die „Liquiditätspräferenz", die Neigung zur Geldhaltung wenigstens vom Zinssatz abhängig ist, ein Einwand, den mit umgekehrter Kausalität bereits Silvio Gesell vorgebracht hatte, der Geldhorte als Ursache für den Zins benannte. Ich möchte hier fünf andere Gründe gegen die monetaristische Annahme nennen:

Erstens ergibt sich überhaupt nur durch den Marktprozess, *was* eine tatsächliche Ware oder was nur ein Flop, also ein gescheitertes Angebot ist. Weder ist in jedem Fall die Größe x_i als Ware zu charakterisieren, noch ist die Anzahl der tatsächlich gehandelten Güter konstant. Innovationen variieren unaufhörlich die Zahl der auf den Märkten gehandelten Produkte, wobei viele auch scheitern.

Zweitens sind viele Produkte dauerhaft (Maschinen, Kühlschränke, Computer), so dass deren Beitrag zum „Wohlstand der Nationen" nur durch eine grobe Hilfsrechnung (Abschreibungen) bestimmbar ist.

Drittens müssten, um das umlaufende Geld mit gehandelten Produkten vergleichen zu können, auch die. Finanzdienstleistungen mit einbezogen werden. Der Finanz- und Bankensektor wird durchaus zum BIP gerechnet, obgleich weite Teile ein fiktives Schneeballsystem der Kreditvergabe und Verschuldung darstellen. Zudem sind im Finanzsektor Preis- und Mengenkomponente meist gar nicht zu trennen. Die Vorstellung, dass eine Geldmenge die Preise *getrennt* von den „realen Gütermengen" beeinflusst, hat hier überhaupt keinen Sinn – obwohl Zentralbanken sehr wohl Börsen durch billiges Geld stützen können. Sie können die Verfügung der Banken über Geld durch Kredite positiv beeinflussen, nicht aber die Geldmenge mechanisch steuern, wie dies Monetaristen behaupten:

> „In principle, the Federal Reserve System has the power to make the quantity of money anything it wishes", (Fisher/Schwartz 1963, 474)

All die Preisbewegungen und Spekulationen auf den Märkten, die als Gegenpol zur Zentralbank überhaupt erst so etwas wie eine funktionierende „Menge an Geld“ zu definieren erlauben, sind wesentlich illusionär. Es muss hier erst zu einer *Krise* kommen, um die fiktiven Werte als Fiktionen wahrnehmbar zu machen durch oftmals rasche Entwertungen.

Viertens müssten auch die Lohn- und Zinszahlungen sowie die Gewinnausschüttungen einschließlich der Managementgehälter Teil des Transaktionsvolumens sein, denn auch für diese Zahlungen wird Geld verwendet. Die Definition der realen Komponente einer „Managementleistung“ ist aber unmöglich – von moralischen Fragen nach der angemessenen Höhe der Entlohnung dieser „Leistungen“ (Managementgehälter, Bonuszahlungen etc.) ganz abgesehen.

Fünftens schließlich ist der Geldwert G_w der Waren, das gesamte Transaktionsvolumen keiner als *Bestandsgröße* definierbaren Geldmenge M zuzurechnen, weil sich diese Menge durch Kredite, Horte oder teils panische Käufe und Verkäufe unaufhörlich in ihrer Wirksamkeit als Geld ändert.

Die Theorien, die also eine wie immer statistisch generierte „reale Wirtschaftsleistung“ mit einer wie immer verbuchten „Geldmenge“ vergleichen und daraus Aussagen über Preisentwicklungen ableiten wollen, bewegen sich wissenschaftlich in einer völligen Nebelwelt – was sich in gescheiterten Prognosen regelmäßig auch öffentlich manifestiert. Die bloße Idee, es gäbe so etwas wie einen *realen* Sektor, funktional getrennt von Geldprozessen – und das *in einer Geldökonomie* – ist ein Märchen. Man kann gewiss technisch gemessene Produktionsmengen oder zahlreiche Dienstleistungen von Geldprozessen unterscheiden und *insofern* von „realer Wirtschaft“ sprechen. Doch diese reale Sphäre interagiert immer nur über Kauf und Verkauf und ist insofern unlösbar durch das Geld vermittelt. Auch an technischen Relationen ist die soziale Vermittlung durch das Geld nicht zu tilgen.

Geld ist eine Denkform. Es lebt in seiner Verwendung mit den Menschen – und diese Menschen horten, variieren vielfältig ihre Kreditbeziehungen und verändern so unaufhörlich die *funktionierende* Geldmenge, damit die „Geschwindigkeit“ des umlaufenden Geldes. Mit diesen vielfältigen Veränderungen verändert sich jedes Mal die Vergesellschaftung der Arbeits- und Produktionsprozesse und der geteilten Bedürfnisse, die sich ihrerseits mit diesen Geldprozessen bei Innovationen oder durch Werbung verändern. Wenn man die vielen Geldformen bei Unternehmen und auf den Finanzmärkten, die aus der Rechnungseinheit durch Kredite entwickelt werden, noch hinzuzählt (Kreditkarten, Bonuspunkte, Rabatte, Studentenkredite usw.), dann wird deutlich, dass der Begriff „Geld*menge“* ein Leerbegriff ist. Was hier als „Menge“ angesehen wird, ist ein lebendiger, kognitiv vermittelter Prozess, der die Vergesellschaftung immer wieder durch Täuschungen und Enttäuschungen, durch Boom und Bust hindurch vollzieht. Wenn man also – dies ist das wichtige Resultat der Phänomenologie des Geldes – das Geld als in sich differenzierte, vielfältige und sozial vermittelte und Handlungen lenkende

Denkform erkennt, dann versteht man, dass alle Vorstellungen vom Geld als *Menge*, als Zahl in der Bilanz der Zentralbank oder als „Öl in der Wirtschaftsmaschine" einfach nur absurd sind. Das Öl selbst, um im Bild zu bleiben, ist die „Maschine". Wirtschafts- oder geldpolitische Schlussfolgerungen aus dem Zusammenzählen von Summen auf Zentralbankkonten zu ziehen, ist ein verhängnisvoller Denkfehler.

10. Geldgier und Zins

Sehen wir dem Geldprozess in seiner alltäglichen Struktur noch etwas genauer zu, um daraus die durch das Geld veränderten Denkformen und Handlungsmotive der Menschen verstehen zu können. Was zeigt sich, wenn man die Differenzierung von Kauf und Verkauf durch Schuldverhältnisse und Kreditformen einbezieht? Wer eine Zahlung aufschiebt, wer Geld hortet, wer *vorübergehend* die Funktion von Geld als Vermittler entweder beschleunigt (Kredit) oder verlangsamt (Hort), der verwendet eine neue, implizite Funktion des Geldes. Weil das Geld auf den Märkten von allen anerkannt wird, weil seine Geltung unbestritten und insofern ein Wert ist, weil ferner die Marktprozesse durch das Ausgeben oder Zurückhalten von Geld *beeinflusst* werden, deshalb hat sich bereits früh eine ganz neue Geldfunktion aus Kauf und Verkauf herausgelöst. Aristoteles hat sie zuerst analysiert; ich verwende wieder die Formeln von Marx. Ein Marktprozess lässt sich formal beschreiben als eine vielfältige Kette von Waren und Zahlungen für diese Waren:

$$W – G – W´ – G – W´´ – G – W´´´ \text{ etc.}$$

Eingebettet in diese Kette ist eine auf den ersten Blick die schon erwähnte sinnlose Form: G – W´ – G. Da nun aber Geld zur Überwindung der Marktzutrittsschranke die Motivation des Strebens nach Geld hervorgebracht hat, erwächst gerade aus dieser scheinbar sinnleeren Form eine ganz neue Motivation: *Die Geldgier* (höflich: Das Streben nach Geld als Geld).[41] Wenn man eine bestimmte Geldsumme besitzt, dann kann man diese Geldsumme *strategisch* nutzen, um sie durch geschickte Käufe und Wiederverkäufe zu *vermehren*. Es wird dann daraus die Form: G – W – G+ΔG. Dabei ist ΔG der Gewinn bei diesem Geschäft. Der Geldbesitzer kauft die Ware nicht, weil er sie benötigt, er kauft sie, um sie *wieder zu verkaufen*, mit dem Ziel, dabei die ursprüngliche Geldsumme zu *vermehren*. Der Käufer wird hier zum Kauf*vermittler*, eine ursprüngliche Funktion des Kaufmanns; ΔG ist der Kaufmannsgewinn oder einfach *der* Gewinn. Sowohl die soziale Form – Kaufleute, Warenhäuser, Händler – wie die zugehörige Motivation des Gewinnstrebens sind alltäglich in einer Geldökonomie. Auch hier zeigt sich, dass das, was wir als lange schon

41 Die Existenz einer reinen Gier nach Geld wird von der traditionellen Ökonomik schlicht negiert: „There is no demand for money for its own sake, but only as a means of making purchases in the future", Hicks (1946), 56f. Dass man Geld – z.B. auf dem Kreditwege – nachfragt, z.B. um Wertpapiere auch Rohstoffe zu kaufen, die man für mehr Geld in Zukunft verkaufen möchte (= Spekulation): Was ist das anderes als eine endlose Gier nach Geld?

institutionalisierte soziale Form – den Handel der Kaufleute – bemerken, untrennbar mit dem ursprünglichen, Geldphänomen verknüpft ist.

Doch damit nicht genug; verbleiben wir noch etwas bei der einfachen Form, wie sie aus der alltäglichen Geldverwendung immer wieder hervorgeht. Aristoteles fügt dem noch eine weitere Form hinzu. Der Geldbesitzer kann eine Geldsumme auch *direkt* verleihen – als *Kredit*. Er tut dies, nunmehr motiviert von seiner Geldgier, in der Formel: G – G+ΔG. Hier erscheint der Zuwachs an Geld ΔG nicht als kaufmännischer Gewinn, sondern als Gegenleistung für die *Kreditvergabe*. ΔG wird in dieser Form zum *Zins* und ΔG/G zum Zins*satz*, der „Wachstumsrate" der ursprünglichen Geldsumme. Diese Form und die zugehörige Motivation, obgleich sie aus dem Geldverkehr immer wieder neu hervorgehen, hat nun eine ganz neue Bedeutung. Sie *dienen* nicht der Vermittlung von Leistungen und Bedürfnissen, von Produktion und Konsum. Sie *vergesellschaften* nicht die Arbeits- und Bedürfnisteilung, sondern *überlagert* sich dieser Vergesellschaftung. Aristoteles sah darin einen *Missbrauch*. Der Zins ist die institutionalisierte Geldgier.

Man kann es in der Sprache der Ökonomik auch so ausdrücken: Während das Geld als Tauschvermittler einen sozialen Nutzen stiftet (es vergesellschaftet Arbeit und Bedürfnisse), ist dieser Nutzen bei der Zinsnahme nicht zu erkennen. Im Gegenteil, hier wird eine *soziale Institution* – Ökonomen nennen solche Institutionen und ihre Funktionsweise auch „öffentliche Güter" – missbraucht für *private* Zwecke. Der Zins ist gleichsam die kristallisierte Geldgier und darin die Durchsetzung eines *rein privaten Interesses* auf dem Rücken einer gemeinschaftlich genutzten Institution: Geld. Man beachte auch die Doppelbedeutung: Interesse → *interest*. Es wird auch verständlich, weshalb das Wort „Tausch" etymologisch mit *Täuschen* in Verbindung steht. Der Kaufmann täuscht ein Interesse an Waren vor, hat aber nur ein Interesse am Zins (*interest*). Das Streben nach Zins ist insofern die reinste Form des Interesses in einer Geldökonomie. Die mittelalterlichen, scholastischen Autoren haben das Zinsnehmen der *Lüge* gleichgesetzt.[42] Man täuscht im Kredit ein Interesse am anderen vor, ist aber nur auf dessen Geld aus, missbraucht also dessen Vertrauen oder – schlimmer – eine Notlage. Aus dieser Herkunft ist verständlich, weshalb das Zinsnehmen für über 2000 Jahre ethisch geächtet und verboten war.

Es bleibt noch ein Gedanke zu ergänzen. In der Formel für den Zins oder Gewinn G – W – G+ΔG ist etwas stillschweigend vorausgesetzt, was wir oben bereits kritisiert haben: Die Identität des Geldes – sowohl als anerkannter Wert wie als Wertquantität – über die Zeit t, also G(t) = G(t+1). Das ist aber, wie sich zeigte, eine Illusion, eine Illusion der Geltung, auch des Vertrauens aller in einen bleibenden Wert des Geldes. Es liegt darin auch durchaus das, was Irving Fisher im engeren Sinn „money illusion" genannt hat: Die Einschätzung des Geldwerts über die Zeit unabhängig von den Preisen, von den übrigen Marktprozessen. Da eine Zahl auf

42 Übrigens wurde auch das Prägen von Falschmünzen oder Münzen mit geringerem Metallwert der Lüge gleichgesetzt. Beim Zins handelt es sich um eine private Lüge der Wucherer, im zweiten Fall um eine öffentliche Lüge der Fürsten oder der Regierung. Zins ist der Missbrauch einer öffentlichen Funktion, Geldentwertung der Missbrauch des Vertrauens in Geld.

dem Computerbildschirm – etwa 1000 € - aber wie eine zeitlich unabhängige Identität wirkt (1000 € = 1000 €), ist im Alltag die Identität der Geldmenge eine Voraussetzung der Geldverwendung selbst über die Zeit. Man versucht, dem durch die Messung von Durchschnittsgrößen für die Preise in der Inflationsrate teilweise zu begegnen. Wenn P irgendein Preisindex ist (es gibt viele, je nach der Verwendung verschiedener Warentypen), dann wäre G/P die sog. „reale Geldmenge". Doch dies ist wiederum nur eine neue illusorische Identität. Weil das Geld eben ein vielfach vermittelter Prozess der Bedeutung durch die Handlungen und Denkformen der Vielen hindurch ist, deshalb entspricht den addierten Werten – in welcher Summierung und Gewichtung auch immer – keine substanzielle Identität. Dies lässt sich spekulativ und auf staatlicher Ebene vielfach zu bewussten Täuschungen nutzen, um Gewinne zu erzielen.

Bei früherem Münzgeld konnte man die Illusion hegen, dass die Identität eines Geldwertes durch den Metallgehalt garantiert wird. Doch auch dies war eine Illusion. Erstens nützen sich Münzen im Gebrauch ab, so dass Geldeinheiten durch unterschiedliche Metallqualität nebeneinander zirkulieren und man immer schon zwischen edlen und gewöhnlichen Münzen unterschieden hat. Zweitens zwang die Fürsten oder Staaten, die Münzen ausgaben, die Größe des Marktes dazu, neben dem edelsten Metall (Gold) auch Silber- und Kupfermünzen in Geltung zu setzen durch eine entsprechende Aufprägung – wodurch sich die Zeichen auf den Münzen mehr und mehr vom vermeintlich bezeichneten Gehalt lösten, bis hin dann zum Papiergeld. Drittens aber – und hier kommt neben den Kaufleuten oder Bankern eine neue Form der Geldgier ins Spiel – haben die Staaten oder Münzherren früh entdeckt, dass man, auf die formale Geltung der aufgeprägten Wertzeichen hoffend, den Metallgehalt schrittweise senken und damit Einkünfte durch die Ausgabe von Geld für den Staatshaushalt erzielen kann. Angela Redish fasst dies für das römische Münzsystem, ein erstes gravierendes Beispiel, so zusammen:

> „The quantity of money could be determined by counting (‚telling') coins rather than by weighing silver. (…) However, this monetary regime did not remain in equilibrium. Two forces end the 'universal' money over the next four centuries. Firstly, and most simply, a significant portion of coins wore away after decades of circulation and therefore newly minted pennies weighed more than older pennies. Secondly, the uniformity of the coinage declined with the waning power of the Holy Roman Empire. Coinage rights were gradually delegated to local abbots and counts who exploited the fact that coins were told rather than withed, and profited by reducing the weight or fineness of coins." (Redish 2000, 6)

In der Moderne übernehmen Zentralbanken diese Aufgabe, die Geldmengen (fiktives „fiat money") fast beliebig zu manipulieren, wenn auch nicht beliebig wieder verringern zu können. Was auf Vorschläge von John Maynard Keynes zunächst geschah, um in Krisen stockende Investitionen wieder „anzukurbeln", wurde zwischenzeitlich fast gänzlich von der Finanzelite als Möglichkeit usurpiert, die Finanzmärkte zu manipulieren oder fallweise Banken zu „retten". Darin liegt nur in einer modernen Form exakt dies, was Kaufleute, ausgedrückt in der Formel G – W – G+ΔG vor über zwei Jahrtausenden entdeckt haben: eine neue Entfaltung der Geldgier. In der Gegenwart, an den Finanzmärkten, wird die nominale Identität von

Geldwerten spekulativ unentwegt „variiert“ durch Fonds und vielfältige „Versicherungen“, die man auf Kursverläufe abschließen kann. Sogar die sichtbaren Schwankungen der Geldwerte von Aktien und anderen Wertpapieren an den Börsen und Bondmärkten kann man „versichern“ (Papiere, die auf einen Volatilitätsindex definiert werden) und so das Risiko der Spekulation mindern. Man kann eigentlich sagen, dass dies, was alltäglich in der Diskussion um Staatsverschuldung, Börsenkurse, Wechselkurse, Kursschwankungen von Staatspapieren, Inflation usw. der für jedermann sichtbare „Beweis“ für die Nicht-Identität des Geldes als Geld ist. Gleichwohl halten – bis auf größere Geldkrisen – die Marktteilnehmer an einer wie immer durch Indizes modifizierten Identität des Geldes, seiner Illusion fest.

Ich kehre nochmals kurz zur ursprünglichen Form dieser Nicht-Identität des Geldes als Wert zurück: zum einfachen Zinsnehmen. Betrachten wir, wie die Alten und das Mittelalter, den Zins vor allem als ethisches Problem, so hat die Neuzeit das ethische Urteil über das Zinsnehmen schrittweise aufgehoben. Um diese Situation genauer zu verstehen, erinnere ich zuvor noch an ein wichtiges Element in der Kreditbeziehung, das auf den ersten Blick trivial zu sein scheint: Bei einem Kredit fallen Geldvergabe und Rückzahlung *zeitlich* auseinander. Man muss die obige Formel deshalb eigentlich mit einem Zeitindex „t“ versehen, wobei t für eine Woche, einen Monat oder ein Jahr stehen kann und die Zahl „1“ hier eine solche Zeiteinheit bedeuten soll: $G(t) \rightarrow G(t+1)$, wobei $G(t+1) - G(t) = \Delta G$. Der Zins ΔG wird zum Zeitpunkt t+1 fällig und überbrückt die zeitliche Differenz beider Geldzahlungen, während sich zu diesen überbrückten Zeitpunkten jeweils auch ein Eigentumswechsel vollzieht: Der Kreditgeber gibt, der Kreditnehmer nimmt Geld zum Zeitpunkt t, umgekehrt beim Zeitpunkt t+1. Nun habe ich eben zu zeigen versucht, dass die stillschweigend unterstellte Identität $G(t) = G(t+1)$ eine fundamentale, vielfach gleichwohl „ausgenutzte“ Illusion ist. Obgleich die darin sichtbar werdende Nicht-Identität des Geldes kaum in ihrer Tragweite erkannt wurde, so blieb das reine Zeitmoment nicht unentdeckt – nachgerade in der ethischen Diskussion des Zinssatzes. Dieses Zeitmoment wurde in der Geschichte aber höchst unterschiedlich beurteilt. Die scholastischen Autoren argumentierten wie folgt: Die Zeit kann kein Mensch herstellen; nur Gott in seiner Ewigkeit steht über der Zeit, ist die Macht der Zeit. Wenn folglich ein Kreditgeber – im Mittelalter *Wucherer* genannt – zu einem späteren Zeitpunkt mehr Geld zurückfordert als er verliehen hat, dann will er die *Zeit* verkaufen, maßt sich also das Eigentum an der Zeit an, die nur Gott gehört. Deshalb drohte den Wucherern die ewige Verdammnis: Mit Gottesgaben egoistisch zu verfahren, war eine Todsünde.

Ganz anders in der Neuzeit, etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Hier argumentieren die Ökonomen völlig anders. Sie sagen, wer einen Kredit vergibt, der muss auf die Rückzahlung *warten*. Das Warten ist ein Leid, kein Nutzen, verlangt also eine Kompensation: den Zins. Eine andere Argumentationslinie verläuft parallel: Während der Wartezeit auf die Rückzahlung kann viel geschehen. Der Kreditnehmer ist vielen Situationen ausgeliefert, die die anfänglichen

Vertragsbedingungen des Kreditvertrags unterlaufen und ihn womöglich zahlungsunfähig machen. Folglich trägt der Kreditgeber – der Wucherer – ein *Risiko*, und je länger der Kreditvertrag läuft, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, dass ein nachteiliges Ereignis eintritt und die nominelle Kreditsumme nicht (oder nicht ganz) zurückbezahlt werden kann. Dieses Risiko verlangt wiederum – wie das Warten – eine Kompensation: den Zins. Ich erwähne diese gegensätzlichen Theorien, um zu zeigen, wie unterschiedlich das Zeitmoment in der Kreditbeziehung beurteilt wird. Tatsächlich kann man aus der subjektiven Erfahrung des Wartens oder des Risikos allerdings keine objektive Größe, zudem gemessen in Geld, *kausal* ableiten. Man kann zwar die Motivation für das Zinsnehmen, die Geldgier, dadurch „rationalisieren", nicht aber den Zins *begründen*. Ein Extremsportler trägt ein hohes Risiko, erhält dafür aber keinen Zins; und wer bei einem Rendezvous warten muss, bekommt für das Warten keine Entlohnung. Die Motivation oder eine subjektive Befindlichkeit *erzeugen* nie kausal ein äußeres Faktum, können aber sehr wohl eine Handlung prägen, die *dann* Fakten schafft. Doch eben dies hängt ab von je spezifischen Umständen, die zur Motivation in keiner objektiv-kausalen Beziehung stehen. Diese erwähnte Diskussion um Risiko und Warten bleibt bloß oberflächlich, ohne die darin sich offenbarende Nicht-Identität des Geldes zu erkennen, um dies eher unter einem rein äußerlichen, formalen Gesichtspunkt zu verbergen. Die Identität des Geldwertes (wie immer „real" umdefiniert) über die Zeit unterstellen alle diese Theorien und ethischen Urteile.

Bereits in der Spätscholastik haben katholische Moraltheologen, auf andere Weise auch der Protestantismus, das Wucherverbot gemildert. In der katholischen Theologie hat man die Begriffsunterscheidung von *Konsumentenkredit* und *Produzentenkredit* eingeführt, die leicht nachvollziehbar ist und für die sich auch aktuell viele Beispiele finden. Ein Kredit an einen privaten Hausbesitzer, das Überziehen des Girokontos bei Einkäufen, eine Ratenzahlung usw. – all dies sind Konsumentenkredite. Produzentenkredite werden an Existenzgründer oder Unternehmen vergeben. Was ist die Differenz? Ein Konsumentenkredit muss aus künftigem Einkommen (jedenfalls in der Regel) beglichen werden. Zwar kann der Konsument heute mehr konsumieren, muss aber künftig zur Tilgung plus Zins auf nominal *mehr* Geld verzichten als er ursprünglich im Kredit erhielt. Sein formal addiertes Gesamteinkommen in Gegenwart und Zukunft wird also gemindert. Und bei Krediten in privaten Notlagen, z.B. bei einer Wirtschaftskrise, kann dies zur völligen Verarmung der Kreditnehmer führen. Deshalb – so die spätscholastischen Autoren – ist ein Konsumentenkredit tatsächlich genau das, was der Begriff „Wucher" beschreibt: Das Ausnützen der Notlage anderer oder heutzutage auch nur einer Schwäche gegen Verlockungen der Konsumwerbung. Es handelt sich hier um eine reine Umverteilung: Die Einkommen der Kreditnehmer sinken, die der Kreditgeber steigen.

Anders ist der *Produzentenkredit* zu beurteilen. Er wurde übrigens – ich erwähne das am Rande – von den Ökonomen Bentham bis Marx und Schumpeter als fast

ausschließliche Kreditform betrachtet. Auch der Philosoph Fichte hat in einer nachgelassenen Vorlesung ähnliche Gedanken entwickelt.[43] Bei einem Produzentenkredit – Schumpeter nennt den Kreditgeber „Kapitalist“, den Kreditnehmer „Unternehmer“ – wird ein Kredit, häufig durch eine Bank, an ein Unternehmen vergeben, das die entsprechende Geldsumme für Investitionen nutzt. Investitionen *erweitern* die Produktion oder finanzieren Innovationen: Neue Produkte oder Prozesse. Investitionen und Innovationen führen also nach einer gewissen Zeit zu einer *Vermehrung* der gesamtwirtschaftlichen Produktmenge, was als „reales Wirtschaftswachstum“ bezeichnet wird. Durch Innovationen entsteht volkswirtschaftlich *insgesamt* ein Überschuss, ein Gewinn, der sich auf viele Produktionssphären und Einkommensarten über veränderte Preise verteilt: Ein neues Produkt, von den Konsumenten angenommen, führt zu neuen Arbeitsplätzen oder steigenden Löhnen, falls eine zur Herstellung notwendige Qualifikation knapp ist – Löhne, die ausgegeben in anderen Sektoren Einkommen schaffen („Multiplikatoreffekt“). Es kommt ein Wachstumsprozess in Gang. Innovationen ermöglichen also gesamtwirtschaftlich Gewinne, denen ein realer Zuwachs an neuen Gütern oder Dienstleistungen entspricht. Diese Gewinne aus den zugehörigen Erlösen sind die Quelle für die Begleichung von Kreditzinsen. Der *Produzentenkredit* hat im Kapitalismus also eine spezifische Funktion: ohne ihn gäbe es kein Wirtschaftswachstum, aber auch langfristig keine Gewinne. Wenn man aus ethischen Gründen befürwortet, dass es Wachstum („Fortschritt“) geben *soll*, dann kann man mit den genannten Argumenten das Zinsnehmen verteidigen. Der Kredit erfüllt als Produzentenkredit eine *produktive* Funktion. Ich beeile mich hinzuzufügen: Das Ziel „Wachstum“ mag aber aus anderen ethischen, vor allem auch aus ökologischen Gründen sehr fragwürdig erscheinen, womit dann diese Begründung für den Zins gegen das Wucherverbot hinfällig wird. Diese ethische Diskussion muss ich hier ausklammern.

Die reine *Geldgier*, losgelöst von ihrer Funktion für die Finanzierung von Innovationen, stellt die letzte Stufe dessen dar, was aus der Geldverwendung und dem Geld als Marktzutrittsschranke schließlich an überlagerten Formen zu entdecken ist. Wenn an den Finanzmärkten die Handelnden nur noch auf die bloßen Zahlen, die Höhe der Boni im Vergleich zu den jeweiligen Konkurrenten blicken – empirische Studien haben das sogar als primäre Motivation für die Geldgier behauptet –, dann erreicht der *Missbrauch* des öffentlichen Gutes Geld als Institution für private, aber auch staatlich-politische Zwecke einen Höhepunkt. Übertroffen kann diese Geldgier eigentlich nur noch durch einen letzten Schritt werden: Wenn man Börsencomputern völlig automatisch den Handel mit Wertpapieren überlässt („Algotrading“). Hier ist die Geldgier, die bereits in ihrer reinen Form eine *mechanische Leidenschaft* ist, weil sie nur das Mehr vom immer Gleichen wünscht, völlig mit einem objektiven Automatismus, einer Maschine verschmolzen. Nicht Menschen und ihre wie immer pervertierten Leidenschaften, die *Maschinen* selbst beginnen den Börsenhandel zu dominieren. Diese letzte Stufe der Entwicklung ist bei alltäglichen Käufen kaum erfahrbar. Hier werden die

43 Vgl. Brodbeck 1996, Kapitel 17, und Brodbeck 2012, Teil 6.

Grenzen einer Alltagsphänomenologie erreicht. Man muss, um all das zu durchschauen, selber zu einem Experten werden, die Technologie an den Börsen, die Handelsformen usw. studieren, um das genauer zu verstehen – etwas, was ich hier nicht auch nur umreißen kann. Immerhin mag der Hinweis genügen: Mit jedem Preis, der in einem Kaufhaus bezahlt wird, bezahlt jeder auch die Zinsen, die in der Kreditfinanzierung der gekauften Produkte enthalten sind. Wir finanzieren also durch unsere Käufe auch eine Klasse von Menschen, die *nur* von Zinserträgen bzw. Kursgewinnen lebt. Auch beim „Algotrading" ist es so, dass die verbundene Marktmanipulation aufgrund der darin liegenden *Spekulation* in vielen Fällen zu höheren Preisen z.B. bei Rohstoffen oder Lebensmitteln bei höherer Volatilität führt. Hier bezahlen letztlich die Konsumenten die höheren Preise, ohne dass von einer solch spekulativen, teilweise durch Computer mechanisierten Geldgier für die „reale Wirtschaft" (also die Produkte und Dienstleistungen) irgendein Vorteil erkennbar wäre. Das Gegenteil ist – sichtbar in Finanzkrisen – der Fall.

Wenn man hier argumentiert, dass die Preisbildung durch diese Entwicklung *viel rascher* erfolgt, dass damit also Verzögerungen, „Reibungen" vermindert würden, so verwendet man nicht nur ein völlig inadäquates *mechanisches* Bild für die menschliche Handlung der Geldverwendung. Es mangelt an der aristotelischen Erkenntnis, dass es sich hierbei um den *Missbrauch* einer sozialen Institution für private Zwecke handelt. Eben dieser Missbrauch ist ein Charakteristikum für das, was der *Neoliberalismus* als *politischer Ausdruck* solcher Interpretationen fordert – also die Idee, dass möglichst alle vermittelnden und produktiven Tätigkeiten der Menschen über *Märkte*, über das Geld abgewickelt werden sollen. Nur private Initiative sei effizient, weshalb man eine Privatisierung auch von öffentlichen Gütern fordert: Gehandelte Nutzungsrechte durch die Privatisierung von Wasser- und Stromversorgung, von Verschmutzungsrechten, Nutzung der Verkehrswege, ja sogar des Militärs und des Gefängniswesens. Hier erreicht eine Entwicklung, die mit dem Missbrauch des Geldes für private Zwecke durch die frühen Wucherer einsetzte, ihren Höhepunkt. Es wird völlig vergessen, dass der vorgeblich private Wettbewerb durchaus illusionär ist, weil die großen Konzerne über die Finanzmärkte verflochten sind und gegenüber Konsumenten oder Gemeinden faktisch ein Eigentumsmonopol bilden. Dies stellt eine nicht geringere Gefahr für die Güterversorgung der Menschen dar als die vom Neoliberalismus behauptete staatliche Willkür. Öffentlich bereitgestellte Güter werden in Demokratien wenigstens prinzipiell öffentlich kontrolliert. Die Privatisierung gibt die Güterproduktion in die Hand großer Konzerne bei der Wasser- und Stromversorgung, beim Handel mit Zertifikaten für den vorgeblichen Umweltschutz, bei den Verkehrswegen, bei der „inneren Sicherheit" usw. Das führt, wie sich durchaus auch empirisch zeigte, weder zu einer verbesserten Versorgungsqualität, noch sinken allgemein die Preise – von wenigen Ausnahmen abgesehen. In der neoliberalen Deregulierung, die in den 1980er Jahren einsetzte und auch in Europa unverdrossen fortgesetzt wird, hat das Geldsubjekt, die Geldgier nicht nur die Politik erreicht, sondern hat auch das Denken der

Öffentlichkeit fest im Griff. An diesem Punkt verwandelt sich die Phänomenologie des Geldes in eine Kritik der Geldherrschaft oder in eine kritische Wirtschaftsethik.

Anhang: Nominalismus und Metallismus in der Geldtheorie

Um die kritische Distanz zu den in der Ökonomik herrschenden Geldtheorien ergänzend zu verdeutlichen, hier einige Anmerkungen zur Differenz zwischen nominalistischen und metallistischen Schulen in der Ökonomik. Die Nominalisten in der Geldtheorie sagen, dass Geld ein bloßes *Zeichen*, ein bloßer Name (*nomen*) sei, also für sich keinen Substanzwert besitze. Geld hat dieser Auffassung nach (in der anglo-amerikanischen Literatur *Chartalism* genannt) keinen inneren Wert. Diese Theorie wurde von Georg Friedrich Knapp („Staatliche Theorie des Geldes“ 1921) entwickelt, wird aber auch von vielen moderneren Theoretikern übernommen, so von John Maynard Keynes und Milton Friedman, bei allen sonstigen Gegensätzen. Nach dieser Auffassung beruht der Wert des Geldes auf einem *Rechtssatz*, auf dem Recht der Zentralbank, Geld *als* Geld schaffen und definieren zu können.

Der Metallismus dagegen entspricht der früheren Auffassung der Ökonomen (Smith, Ricardo, Mill, Marx und den österreichischen Theoretikern wie Menger, Wieser und von Mises). Hier behauptet man einen *inneren Wert* einer Geldware – meist Gold, auch Silber. Die klassischen Ökonomen identifizierten diesen inneren Wert (*intrinsic value*) teils mit der Knappheit des Materials, teils mit der Arbeit, die in der Förderung steckt. Bei Ricardo finden sich beide Auffassungen sogar nebeneinander. Papiergeld oder Zeichengeld gilt für die Metallisten als uneigentliches, bestenfalls abgeleitetes Geld. Wirklicher Geldwert sei nur in Goldmünzen oder Barren aus dem Edelmetall („Bullion“) verkörpert. Für die Nominalisten in der Geldtheorie ist für den Wert des Geldes dagegen letztlich nur die Zentralbank oder der Staat verantwortlich, die die Geldausgabe steuern und damit die vermeintliche (illusionäre) Geldmenge kontrollieren. Nach metallistischer Auffassung dagegen ist das Papiergeld nur ein Zeichen für das verfügbare Gold, weshalb die Papiergeldmenge nicht über die Sicherheiten, die eingelegte Goldmenge bei den Zentralbanken, hinaus steigen dürfe.

Eine modernere Abart davon ist die Idee des *Vollgeldes*. Hier bindet man den Geldwert nicht an Gold, verbietet aber den Banken, eigenes Geld durch Giralgeld zu schöpfen. Es soll eine 1:1 Einlagesicherung geben. Nur was Sparer und die Zentralbank im Banksystem zur Verfügung stellen. darf wieder als Kredit gesammelt und ausgegeben werden. Diese Idee wurde ursprünglich von dem Chicago-Ökonom Henry Simons entwickelt; später übernommen von Irving Fisher (Fisher 1936), und neuerdings wird diese Idee auch von Autoren des IMF (Benes und Kumhof, 2012) sowie Anhängern in Deutschland und Österreich vertreten (z.B. von

Joseph Huber[44]). Hier soll die Institution „Gesetz" dasselbe erreichen, was eine Golddeckung beim Metallismus angeblich bewirkt. Beide Auffassungen gehen davon aus, dass sich die *soziale Funktion* des Geldes mechanisch durch eine *Menge* (Geldmenge) erfassen und definieren lasse, die zudem kontrollierbar sei. Hayek, obgleich Schüler von Mises, vertrat eine nominalistische Theorie, wollte aber die Kontrolle der Geldmenge letztlich dem Markt übergeben: Banken sollen je ihre eigenen Noten drucken und in Umlauf bringen dürfen. Der Wettbewerb werde dann schon die Wechselkurse zwischen diesen Banknoten zu einem harmonischen Gleichgewicht führen (Hayek 1977) – so Hayeks Gedanke, dessen Naivität ich hier nicht kommentiere, sieht man ab davon, dass es solch ein System im 19. Jahrhundert durchaus schon gab, mit regelmäßigen Bankruns und Zusammenbrüchen.

All diese Auffassungen erkennen nicht, dass das Geld *als* Geld, als soziale Funktion und als wirksame Menge nur durch die Denkprozesse und Handlungen der Vielen, der Marktteilnehmer hindurch wirkt. Nur das, was sie darin performativ und zirkulär als Geld anerkennen, *ist* auch Geld. Und wenn man die Kreditvergabe der Banken beschränkt, dann findet die Geldgier neue Kreditwege, wie heute schon im Schattenbankensystem oder auf Schwarzmärkten und bei dem *ökonomisch* sehr bedeutsamen Rauschgifthandel. Kryptowährungen verweisen auf eine weitere Möglichkeit, Regelungen (wie beim Vollgeld oder durch das Handeln der Zentralbanken) zu umgehen, auch wenn das dafür notwendige globale Vertrauen in ihren Wert wohl noch für längere Zeit heftigen Schwankungen unterworfen sein wird. Auch Gold hätte nicht deshalb wieder einen *ökonomischen* Wert, weil es außerhalb der Wirtschaft eine Bedeutung als Schmuck, technisches Mittel usw. besitzt, sondern – falls sich erneut eine Form von Goldwährung durchsetzen sollte – weil die Menschen kollektiv an den Wert von Gold *glauben*, wie sie zuvor an den Wert des Dollars oder der DM geglaubt haben. Das Ding „Gold" hat weder einen intrinsischen Wert (Ricardo, Marx), noch erwächst sein Wert aus der individuellen Nutzenschätzung, aus der sich der Wert des Goldes ableiten würde (Menger, von Mises). Der Wert ist auf keine physische oder psychische Eigenschaft zurückzuführen, sondern erwächst aus einer sozialen Form der Vergesellschaftung, die durch das kollektive Denken und Vermeinen der Menschen hindurch geht. Eben dies ist das nicht aus anderen natürlichen, psychischen oder rechtlichen Vorstellungen ableitbare *Novum* im Geldbegriff.

Der Nominalismus leidet zwar nicht an einer Substanzvorstellung, geht aber davon aus, dass eine zentrale Institution (Zentralbank, Staat) die *Geltung* direkt *verfügen* oder *anordnen* könne. Das ist naiv und letztlich doch ein Rückfall in ein Substanzdenken, sofern man dem Staat oder der Zentralbank hier eine quasi-göttliche Macht (*fiat money*) zuspricht, Werte zu *definieren*. Die Beteiligten an einer Geldökonomie, die Geldsubjekte können die Geltung des Geldes prinzipiell *aufheben*, und sie tun dies bei Inflationen oder im internationalen Wirtschaftsverkehr, wenn sie andere, als stabiler geglaubte Währungen für

44 Vgl. meine Diskussion mit Joseph Huber am Tübinger Weltethos-Institut am 16. Januar 2015; https://www.youtube.com/watch?v=bA9gGLK0YAo&t=5s (6.2.2018).

Zahlungen verwenden als die je eigene. Gelegentlich scheiden Menschen auch ganz aus dem staatlich definierten Zahlungsverkehr aus, verwenden so etwas wie „Zigaretten-Währungen“, definieren selber „Regio-Währungen“, arbeiten mit Gutscheinen („Pflegegutscheine“) als Geldersatz oder bilden sogar lokal geldfreie Kommunen, wie in der anarchistischen Bewegung der 1930er Jahre, der Hippie-Bewegung, neuerdings wieder bei einigen Experimenten in Europa und in Amerika.

Geld gehorcht der zirkulären Logik der Geltung. Diese zirkuläre Logik kann weder in einen staatlichen Befehl noch in eine dingliche Substanz aufgelöst werden. Deshalb sind Gelddefinitionen, die je eine andere Entität als Definiendum anführen zirkulär. Ein typisches Beispiel liefert Milton Friedman. Er definiert „Geld“ als

> „Ansprüche oder Wareneinheiten, die mit einem fixen Nominalwert allgemein zur Begleichung von Schulden akzeptiert werden“, (Friedman 1976, 80).

Erstens setzen Wareneinheiten als Aggregat je schon eine Wertung (in Geld) voraus; zweitens ist ein „fixer Nominalwert“ ohne Geld gar nicht zu denken. Drittens sind Schulden, falls in Geld begleichbar, selbst schon eine Geldform. Ein dreifacher Zirkel der „Definition“ von Geld.

Die menschliche Gesellschaft lässt sich weder aus Individuen („methodologischer Individualismus“), noch durch Formen der Natur (wie sie die Mechanik oder Thermodynamik beschreibt) verstehen. Neben der Sprache ist das Geld das dafür sichtbarste Beispiel. Hier ist ein *neues*, ein phänomenologisches Denken erfordert. Geld und Sprache *sind* logisch und historisch ein *Novum*. Ihr Inhalt und ihre Formen tauchen in keiner anderen Wissenschaft originär auf – auch wenn viele Wissenschaften sich letztlich vom Geld, dem Rechnen und der Sprache ihre Denkmodelle ausborgen. Die moderne Ratio, das vereinzelt denkende und rechnende Subjekt, das René Descartes durch seine Philosophie auf den philosophischen Thron gehoben hat, mag seine Herkunft aus dem Geld vergessen haben, es wird dennoch zuinnerst von ihm regiert. Diese Einsicht bereitet die Selbstaufklärung der Aufklärung vor und gibt dem menschlichen Bewusstsein eine verloren gegangene Würde und Macht zurück. Während Biologie, Genetik, Hirnforschung oder ökonomische Mechanik unaufhörlich Ausreden liefern, weshalb „der“ Mensch angeblich seiner unwandelbaren Natur ausgeliefert sei, entzaubert die Phänomenologie des Geldes die Grundlagen dieser Denkformen, dechiffriert das innere Geheimnis der Ratio und eröffnet so eine offene Weite neuer Möglichkeiten, die durch das Vorurteil des Reduktionismus bislang verdeckt blieben.

Literatur

Arendt, Hannah (1970): Macht und Gewalt, München-Zürich.

Aristoteles (1969): Nikomachische Ethik. Übersetzt von Franz Dirlmeier, Stuttgart.

Arrow, Kenneth J.; Frank H. Hahn (1971): General Competitive Analysis, Amsterdam et al.

Backhaus, Jürgen G.; Hans-Joachim Stadermann (Hg.) (2000): Georg Simmels Philosophie des Geldes, Marburg.

Benes, Jaromir; Michael Kumhof (2012): The Chicago Plan Revisited, IMF Working Paper WP/12/202, International Monetary Fund.

Benjamin, Walter (1972): Ursprung des deutschen Trauerspiels, Frankfurt a.M.

Brodbeck, Karl-Heinz (1996): Erfolgsfaktor Kreativität. Die Zukunft unserer Marktwirtschaft, Darmstadt.

Brodbeck, Karl-Heinz (2003): Interest will not lie. Zur impliziten Ethik der Zinstheorie, praxis-perspektiven Band 6, 65-76.

Brodbeck, Karl-Heinz (2006): Gewinn und Moral. Beiträge zur Ethik der Finanzmärkte, Aachen.

Brodbeck, Karl-Heinz (2009): Die Metaphysik des Geldes; in: der blaue reiter 27, 38-42.

Brodbeck, Karl-Heinz (2009a): Geldwert und Geldgier. Zur Macht einer globalen Illusion; in: Konrad Paul Liessmann (Hg.): Geld. Was die Welt im Innersten zusammenhält?, Wien, 207-238.

Brodbeck, Karl-Heinz (2011): Kann das Geld abgeschafft werden? Reflexionen zur monetären Vergesellschaftung; in: Walter Otto Ötsch, Katrin Hirte, Jürgen Nordmann (Hg.): Gesellschaft! Welche Gesellschaft, Marburg, 93-117.

Brodbeck, Karl-Heinz. (2012): Die Herrschaft des Geldes. Geschichte und Systematik, 2. Aufl., Darmstadt.

Brodbeck, Karl-Heinz (2012a): Von der Geldgier zum Wachstum an Verbundenheit; in: Gerald Hüther, Christa Spannbauer (Hg.): Connectedness, Bern, 43-60.

Brodbeck, Karl-Heinz (2012b): Das Geld als Ratio, Die Idee, Ausgabe I, Januar, 80-85.

Brodbeck, Karl-Heinz (2013): Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie. Eine philosophische Kritik der modernen Wirtschaftswissenschaften, 6. Aufl., Darmstadt.

Brodbeck, Karl-Heinz (2014): Faust und die Sprache des Geldes. Denkformen der Ökonomie – Impulse aus der Goethezeit, Freiburg-München..

Brodbeck, Karl-Heinz (2016): Geld als Denkform. Sprache, Mathematik und die Einheit der monetären Vergesellschaftung; in: Brodbeck/Graupe (2016), 19-70.

Brodbeck, Karl-Heinz; Silja Graupe (2016) (Hg.): Geld! Welches Geld? Geld als Denkform, Kritische Studien zu Markt und Gesellschaft Band 10, Marburg.

Baumol, William J. (1952): The Transactions Demand for Cash: An Inventory Theoretic Approach, The Quarterly Journal of Economics, 66, 545–556.

Brunner, Karl; Allan H. Meltzer (1971): The Uses of Money: Money in the Theory of an Exchange Economy, The American Economic Review, 61, 784-805.

Davies, Glyn (2002): A History of Money, Cardiff.

Debreu, Gerard (1959): Theory of Value, New Haven-London.

Fisher, Irving (1922): The Purchasing Power of Money, revised edition, New York.

Fisher, Irving (1928): The Money Illusion, New York.

Fisher, Irving (1936): 100% Money and the Public Debt, Economic Forum, Spring Number, 406-42.

Friedman, Milton (1976): Die optimale Geldmenge und andere Essays, Frankfurt a.M.

Friedman, Milton, Anna Jacobson Schwartz (1963): A Monetary History of the United States 1867-1960, Princeton.

Gerloff, Wilhelm (1947): Die Entstehung des Geldes und die Anfänge des Geldwesens, 3. Aufl., Frankfurt a.M.

Gerloff, Wilhelm (1952): Geld und Gesellschaft. Versuch einer gesellschaftlichen Theorie des Geldes, Frankfurt a.M..

Graeber, David (2011): Debt. The First 5.000 Years, New York.

Haesler, Aldo: Der Mensch ist „ein geldtheoretischer Depp“, Interview im Deutschlandradio Kultur vom 9.9.2011, www.dradio.de/dkultur/sendungen/interview/1550050/ (25. Januar 2013)

Harcourt, G. C. (1972): Some Cambridge Controversies in the Theory of Capital, Cambridge et al.

Hartmann, Nicolai (1965): Zur Grundlegung der Ontologie, 4. Aufl., Berlin.

Hayek, Friedrich A. (1962): The Pure Theory of Capital, 4. Aufl, London.

Hayek, Friedrich A. (1977): Entnationalisierung des Geldes, Tübingen.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Werke, herausgegeben von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt a.M. (zitiert: WW Bd. Nummer).

Heidegger, Martin (1994): Einführung in die phänomenologische Forschung. Herausgegeben von F. W. von Herrmann, Gesamtausgabe Band 17, Frankfurt a.M..

Helfferich, Karl (1903): Das Geld, Leipzig.

Hicks, John R. (1946): Value and Capital, 2. Aufl., Oxford.

Hirschman, Albert O. (1987): Leidenschaften und Interessen. Politischen Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg, Frankfurt a.M.

Howgego, Christopher (2011): Geld in der Antiken Welt, 2. Aufl., Darmstadt.

Hume, David (1826): Philosophical Works, 4 Bände, Edinburgh.

Hudson, Michael (2002): Debt and economic renewal in the ancient Near East, Bethesda, Md.

Husserl, Edmund (1968): Logische Untersuchungen, 5. Auflage, Tübingen.

Husserl, Edmund (1980): Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, 4. Aufl., Tübingen.

Johnson, Peter (2009): The Rule of Money, OpenDemocracy, Online-Text, www.opendemocracy.net/node/48601/print (download: 9.9.200).

Johnson, Peter (2009a): Brodbeck on Bentham, OpenDemocracy, Online-Text, www.opendemocracy.net/node/48777/print (10.10..2009).

Kant, Immanuel (1968): Metaphysik der Sitten, Akademie Ausgabe Bd. VI, Reprint Berlin.

Kelly, Sean Dorrance (2005): Closing the Gap: Phenomenology and Logical Analysis, The Harvard Review of Philosophy 13, 4-24.

Keynes, John Maynard (1973): The General Theory of Employment, Interest and Money, Collected Writings Vol. VII, London-Basingstoke.

Knapp, Georg Friedrich (1921): Staatliche Theorie des Geldes, 3. Aufl., München-Leipzig (1. Aufl. 1905).

Knies, Carl (1873): Das Geld, Berlin.

Laum, Berhanrd (1924): Heiliges Geld, Tübingen).

Liebrucks, Bruno (1970): Über den logischen Ort des Geldes, Kant-Studien 61, 159-189.

Liefmann, Robert (1916): Geld und Gold. Ökonomische Theorie des Geldes, Stuttgart-Berlin.

Liefmann, Robert (1919): Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, II. Band: Grundlagen des Tauschverkehrs, Stuttgart-Berlin.

Marx, Karl (1953): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf), Berlin.

Marx, Karl; Friedrich Engels: Werke, hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1956ff. (= MEW Bd. Nr.)

Meikle, Scott (1994): Aristotle on Money, Phronesis, XXXIV, 26-44.

Menger, Carl (1909): Geld; in: Schriften über Geldtheorie und Währungspolitik, Gesammelte Werke Bd. IV, Tübingen, 1-116.

Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin.

Mises, Ludwig von (1924): Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel, 2. Aufl., München-Leipzig.

Moll, Bruno (1922): Logik des Geldes, 2. Aufl., München-Leipzig.

Müller, Adam (1922): Versuche einer neuen Theorie des Geldes. Herausgegeben von Helene Lieser, Jena.

Nagarjuna (1998): Vigrahavyavartani. Übersetzt von Kamaleswar Bhattcharya, Delhi.

Nicolai, Birger (2018): „Manager sind häufig emotionale Krüppel“, Die Welt Digital, https://www.welt.de/wirtschaft/article173417719/Psychiater-Christian-Peter-Dogs-Manager-sind-haeufig-emotionale-Krueppel.html (Download 11.2.2018)

North, Michael (1994): Das Geld und seine Geschichte, München.

Redish, Angela (2000): Bimetallism. An Economic and Historical Analysis, Cambridge.

Ricardo, David (1951-1973): The Works and Correspondence of David Ricardo. Herausgegeben von Piero Sraffa, Cambridge.

Robinson, Joan (1953-54): The Production Function and the Theory of Capital, Review of Economic Studies 21, 81-106.

Ruegg, D. Seyfort (1978): Mathematical and Linguistic Models in Indian Thought: The Case of Zero and Śūnyatā, Wiener Zeitschrift für die Kunde Südasiens, XXII, 171-181.

Sartre, Jean-Paul (1973): Bewußtsein und Selbsterkenntnis, Reinbek bei Hamburt.

Schmandt-Besserat, Denise (1992): How Writing Came About, Austin.

Seaford, Richard (2004): Money and the Early Greek Mind, Cambridge.

Shell, Marc (1982): Money, Language, and Thought, Baltimore-London.

Simmel, Georg (1977): Philosophie des Geldes, 7. Aufl., Berlin.

Smith, Adam (1978): Der Wohlstand der Nationen. Herausgegeben von. H. Recktenwald, München.

Spiegelberg, Herbert (1984): The Phenomenological Movement, 2. Aufl., Lancaster.

Suzuki, Shunryu (1970): Zen-Geist, Anfänger-Geist, übers. v. Silvius Dornier und Pirmin Ragg, Zürich.

Tobin, James (1956): The Interest Elasticity of Transactions Demand for Cash, Review of Economics and Statistics 38, 241-247.

Walras, Léon (1922): Theorie des Geldes. Übersetzt von Richard Kerschagl u. Stephan Raditz, Jena.

Walras, Léon (2014): Elements of theoretical Economics, übers. v. D. A. Walker, Cambridge, Cambridge.

Wieser, Friedrich (1927): Geld. Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., vierter Band, Jena, 681- 717.

Wicksell, Knut (1898): Geldzins und Güterpreise, Jena.

Zarlenga, Stephen (2002): The Lost Science of Money, Valatie, NY.